



Dezember 2023 43

Museumsblätter

Mitteilungen des
Museumsverbandes Brandenburg

Zukunft.Stadt.Museum

Gemeinsam den Wandel gestalten

Städte der Zukunft – Museen der Zukunft

Museen gestalten – Museen verbinden

Im Fokus: Cottbus



Impressum

Museumsblätter – Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg
Herausgegeben vom Museumsverband des Landes Brandenburg e. V.
Am Bassin 3, 14467 Potsdam
Telefon: (0331) 232 79 14
info@museen-brandenburg.de
www.museen-brandenburg.de

Redaktion Alexander Sachse, Dr. Manuela Gander, Dr. Sarah Wassermann,
Dr. Arne Lindemann, Karolin Steinke
Layout und Satz Dörte Nielandt

CC BY – Open Access © 2023 Museumsverband des Landes Brandenburg e. V.
Dieses Werk ist unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz auf dem Digitalen
Repositorium der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam „BrandenburgDOK“
(<https://opus4.kobv.de/opus4-slbp/home>) veröffentlicht.

Titelbild

Beim Titelbild dieser Ausgabe der Museumsblätter handelt es sich um eine Premiere: Wir haben es mit Hilfe von Künstlicher Intelligenz (KI) erzeugen lassen. Passend zum Thema unseres Heftes zeigt es einen (sehr) modernen Museumsbau im Zentrum einer Kleinstadt in der Zukunft. Wir haben dafür das Programm Leonardo.AI benutzt und ihm folgende Aufgabe gegeben: „Draw a realistic scene with a very futuristic museum building in the center of a small German town, in the background small cityhouses in the foreground a market square, small drones flying across the sky.“

Druck Druckerei Rüss, Potsdam
Auflage 700
ISSN 1611-0684

Gefördert mit Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg

Editorial

Das Titelbild dieser Ausgabe der Museumsblätter wurde mithilfe Künstlicher Intelligenz kreiert. Algorithmen haben Daten ausgewertet und eine fiktive Szene entworfen: ein Stadtmuseum in einer deutschen Kleinstadt in der Zukunft. Die Basis dieser Vision, die Aufgabenstellung und die Parameter, sind menschengemacht, und zwar vom Team der Geschäftsstelle des Museumsverbands. Ob nun mit oder ohne KI: „Die Zukunft kann man am besten voraussagen, wenn man sie selbst gestaltet“, sagte der amerikanische Informatikpionier Alan Kay. Unter dieser Prämisse und mit Blick auf die Museen fand unsere Fachtagung Zukunft.Stadt.Museum am 21. und 22. September 2023 in Cottbus statt. Mit 70 Teilnehmenden diskutierten wir über die Rolle von Museen bei Stadtentwicklungsprozessen und bei der Erarbeitung von Visionen für die Stadt der Zukunft.

Die Beiträge der Tagung sind in diesem Heft versammelt. Sie nehmen zunächst Zukunftsperspektiven von Städten und Museen in den Blick und beschäftigen sich dann mit den Arbeitsfeldern, in denen Museen Zukunft mitgestalten können. Es geht dabei vor allem um Formate, die auf Zusammenarbeit setzen, die Menschen miteinander ins Denken und Tun bringen, die das Vernetzen von Institutionen und Akteuren aus Kultur, Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft befördern. Denn so vielfältig die Ansätze und Ideen auch sind: Es ist klar, dass eine gemeinsame Zukunft nur gemeinsam gestaltet werden kann.

Gerade die Beiträge und Diskussionen des zweiten Tagungstags, der sich ganz dem Veranstaltungsort Cottbus widmete, machten dies mehr als deutlich. Cottbus beschäftigt sich angesichts des Strukturwandels in der Lausitz intensiv mit Zukunftsfragen. Die ganze Stadt, so der ambitionierte Plan, wird hin zum Ostsee, einem in Flutung befindlichen Tagebau, neu ausgerichtet. Wohnungen, Infrastruktur, Industrien, Wissenschaftsstandorte werden neu geschaffen. Ein radikaler Wandel, den die Menschen vor Ort mittragen sollen. In diesem Prozess spielen Museen eine wichtige Rolle als Kommunikatoren, als Orte der Reflektion über vergangene oder vergehende Strukturen, aber auch als Ventile für Kritik und als Labore für zukunftssträchtige Perspektiven.

Das Stadtmuseum in Cottbus ist bereits aktiv auf diesen Feldern unterwegs: mit Ausstellungen zum Ostsee, mit Diskussionsveranstaltungen oder einem Kooperationsprojekt, das im Verbund mit dem Museumsverband und weiteren brandenburgischen Museen im Jahr 2021 gestartet wurde. Im internationalen Forschungsprojekt „Urban Authenticity“ beschäftigte sich das Brandenburger Teilprojekt mit Orten und Gebäuden, die städtische Identität prägten. An diesen Orten, zu denen Kulturhäuser und Hotels ebenso gehören wie historische Gebäude oder eine Autobahnunterführung, verhandelten Menschen ihre Vorstellung davon, wofür ihre Stadt steht und wofür sie in Zukunft stehen soll. Am Ende des Projekts standen zwei spannende Websites mit Geschichten und Objekten und der Wunsch, dieses Thema in unserer Cottbuser Tagung zu vertiefen.

Das Gelingen unserer Tagung ist in erster Linie den Referentinnen und Referenten zu danken, die mit ihren Beiträgen Möglichkeiten und Wege beschrieben haben, Stadtentwicklung im Museum zu gestalten. Ein Patentrezept war nicht dabei, dafür sind die Museen, die Städte und die darin lebenden Menschen zu verschieden. Aber es wurde klar, was unabdingbar ist: das Miteinander. In diesem Sinne danken wir herzlich unseren Kooperationspartnern, die die Tagung mit uns organisierten: dem Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung in Erkner und der Stadt Cottbus.

Als Verband werden wir uns weiterhin mit der Entwicklung brandenburgischer Städte beschäftigen und wir wollen weiter Museen dazu ermutigen, vor Ort aktiv Zukunft zu gestalten. Wir hoffen, dieser Tagungsband bietet hierfür Inspiration!

Arne Lindemann



Inhalt

Forum

Zukunft.Stadt.Museum Gemeinsam den Wandel gestalten

Städte der Zukunft

- 6 Chancen und Herausforderungen**
Museen als Akteure für nachhaltige Stadtzukünfte
[Julia Binder](#)
- 10 Museum und Stadt gehören zusammen**
Kultur als Impulsgeber für die Innenstadt-entwicklung
[Stefan Bruch](#)

Museen der Zukunft

- 16 Keiner verändert sich allein**
Das Netzwerk #keinRembrandt unterstützt kleine Museen im Wandel
[Christopher Vila](#)
- 20 Das Museum der Zukunft**
Ein neues Konzept für das Märkische Museum
[Paul Spies](#)

Museen gestalten

- 24 Museen und die Zukunft**
Der agile Weg des StadtPalais – Museum für Stuttgart
[Torben Giese](#)
- 30 Ein Museum in der Lausitz neu denken**
Textilmuseum Forst und Fachhochschule Potsdam weben gemeinsam an der Zukunft
[Jörn Brunotte und Silvia Knüppel](#)
- 34 Urbane Authentizität**
Umgang mit Bauerbe in Berlin-Brandenburg
[Daniel Hadwiger](#)
- 36 Städtische Identität gestalten**
Wissenschaft und Museen in Brandenburg
[Elke Kimmel](#)

Museen verbinden

- 40 Auf den Platz, fertig, los!**
Vom Platz der Jugend in die Zukunft
[Andrea Wieloch](#)
- 46 Zwischen den Ufern – Między brzegami**
Überlegungen zu einem deutsch-polnischen Museum in Guben/Gubin
[Christian Hirte](#)

Im Fokus: Cottbus

- 50 Cottbus/Chóśebuz – Schichten der Transformation einer Stadt im Strukturwandel**
Von neuen Maßstäben und Perspektiven in der Stadtentwicklung
[Carolin Buttker und Doreen Mohaupt](#)
- 56 Gedenken, Gedächtnis und Identitätskonstruktion**
Zur Bedeutung von Erinnerungsorten im Strukturwandel der Stadt Cottbus
[Heidi Pinkepank](#)
- 62 Die Städtischen Sammlungen Cottbus**
Strukturwandel in Museum und Archiv
[Steffen Krestin](#)
- 68 Cottbus/Chóśebuz ist vielfältig**
Bildung und Integration im strukturellen Wandel der Stadt
[Stefanie Kaygusuz-Schurmann](#)

Fundus

- 72 Portrait**
- 76 Projekt**
- 78 Schon gesehen?**
- 82 Schatzkiste**

Chancen und Herausforderungen Museen als Akteure für nachhaltige Stadtzukünfte

Julia Binder



Die Stadt Guben in Brandenburg orientiert sich mit ihrer Smart-City-Digitalisierungsstrategie „grenzenlos smart“ am Leitbild der resilienten Stadt.

Die Entwicklung von Städten ist zukunftsorientiert. Sie erfolgt aus der Analyse von vergangenen und gegenwärtigen Bedingungen, um Entwicklungen fortzuschreiben oder neue, alternative Entwicklungspfade aufzuzeigen.¹ Hier kann die lokale Ausgangslage sehr unterschiedlich sein: Handelt es sich um eine Kleinstadt, eine Mittelstadt oder eine Metropole? Welche Aussagen können zur Bevölkerungsentwicklung getroffen werden? Wie bewertet eine Bevölkerungsprognose die zukünftige demografische Entwicklung? Wenn empirische Trends auf Abwanderung verweisen, wenn die Lage peripher und ländlich ist, dann ist die lokale Ausgangssituation eine völlig

andere als in wachsenden urbanen Metropolen. Um nachhaltige Stadtvisionen zu entwickeln, ist es daher notwendig, die mögliche zukünftige Situation auf der Grundlage der eigenen lokalen Ressourcen und Kapazitäten zu bestimmen. Bei nachhaltigen Stadtvisionen handelt es sich um Leitbilder zur Gestaltung von städtebaulichen Strukturen und Stadträumen.

Aber was bedeutet Nachhaltigkeit im Kontext der lokalen Ausgangslage? Beim Konzept der Nachhaltigkeit handelt es sich um eine Sollvorstellung, das heißt eine normative Zielsetzung, die eng mit Urbanisierungsprozessen verknüpft ist.

Aus globaler Perspektive lebt die Mehrheit der Weltbevölkerung in Städten. Nach den World Urbanization Prospects der Vereinten Nationen ist die Anzahl der sogenannten „Mega-Cities“, Städte mit einer Bevölkerung von mehr als 10 Millionen Personen, stark wachsend.² Während die Anzahl zwischen 1970 und 2018 von zwei auf mehr als dreißig wuchs, haben sich die allgemeinen Lebensbedingungen nicht proportional verbessert. Wie Thomas Robert Malthus schon 1798 im „Essay on the Principle of Population“³ formulierte: Wenn das Bevölkerungswachstum nicht mit der Nahrungsmittelproduktion in Einklang stehe, seien Armut und Ungleichheiten zu befürchten. Malthus konnte damals noch nicht die Industrialisierung berücksichtigen, die über technologischen Fortschritt neue Produktionsprozesse und Nahrungsmittelketten in Gang setzte. Die Ungleichheiten globaler Urbanisierungsprozesse sind aber nicht zu leugnen und führen zu räumlicher Polarisierung. So zeigen die Karten der Vereinten Nationen erstens, dass das Bevölkerungswachstum im Globalen Süden stärker ausgeprägt ist als im Globalen Norden. Zweitens deuten sie auch darauf hin, dass das Bevölkerungswachstum räumlich ungleichmäßig verläuft – Bevölkerungswachstum in der einen Region trifft auf Abwanderung aus der anderen Region. Für die Entwicklung nachhaltiger urbaner Zukünfte ist die Bevölkerungsentwicklung daher ein wichtiger Ansatzpunkt, um Zukunftsbilder aufzuzeigen und Entwicklungspfade zu gestalten.

Im Zuge demographischer Entwicklungen ist die lokale Ausgangslage hinsichtlich zahlreicher umweltpolitischer Herausforderungen zu bestimmen, die Städte in besonderem Maße betreffen. Überlastete Infrastrukturen, Luft- und Wasserverschmutzung sowie knappe natürliche Ressourcen stellen insbesondere stark wachsende Städte vor Schwierigkeiten. Die Fragen, die sich deshalb stellen, sind: Wie mit Extremwetterereignissen umgehen? Wie den Meeresspiegelanstieg bewältigen? Wie die Wasserversorgung sichern? Um Städte zukunftsfähig zu planen und sie den genannten Herausforderungen entsprechend zu gestalten, wurden unterschiedliche planerische Leitbilder entwickelt, von denen drei exemplarisch vorgestellt werden.

Die „Schwammstadt“ als erstes Leitbild befasst sich mit der Wasserversorgung durch Maßnahmen zur Sammlung und Speicherung von Regenwasser in der Stadt. Dabei orientiert sich die Schwammstadt am Umgang mit Extremwetterereignissen wie Starkregen und Hitzewellen, um die urbanen Systeme besser an Klimawandelfolgen anzupassen und Regenwasser wiederzuverwenden.

Das Leitbild der „Resilienten Stadt“ fragt nach der Vulnerabilität von Städten, die dabei oft sehr kontextspezifisch ist, gegenüber besonderen Schocks oder konstanten Stressoren. Wie gut sind Städte auf Schocks und Stressoren vorbereitet und wie können sie zukünftig besser mit diesen Unsicherheiten umgehen?⁴

Das Leitbild der „Smarten Stadt“ versucht möglichst umfassend die Herausforderungen mittels der Nutzung und Anwendung von Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) zu adressieren und über Sensorik, Echtzeitdaten und partizipative Plattformen Stoffströme zu steuern.⁵

Allen drei Leitbildern gemein ist eine Orientierung hin zur Nachhaltigkeit, deren Begriffsverständnis im nächsten Absatz hergeleitet werden soll.

Beauftragt vom Club of Rome, veröffentlichte eine interdisziplinäre Forschungsgruppe am Massachusetts Institute of Technology (MIT) im Jahr 1972 „The Limits to Growth“⁶. Das Team um Dennis Meadows entwickelte computergestützt mehrere Szenarien, u. a. basierend auf den Trends von Industrialisierung, Bevölkerungswachstum, Unterernährung, Rohstoff-Ausbeutung und Zerstörung der Lebensräume. In der Folge kommen die Autoren zur kritischen Bewertung der Grenzen planetaren Wachstums: „Wenn die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Industrialisierung, der Umweltverschmutzung, der Nahrungsmittelproduktion und der Ausbeutung natürlicher Ressourcen unverändert anhält, werden die absoluten Wachstumsgrenzen auf der Erde im Laufe der nächsten hundert Jahre erreicht.“⁷ In der Brundtland-Definition von 1987 wird Nachhaltigkeit definiert als: „[...] development that meets the needs of the present without compromising

the ability of future generations to meet their own needs.“⁸ Auf der Weltklimakonferenz von Rio de Janeiro 1992 wurde ein weiteres politisches Aktionsprogramm vorgestellt, die Agenda 21, in der Nachhaltigkeit als Leitbild formuliert wird – hier mit explizitem Bezug auf die kommunale Ebene: „Da so viele der in der Agenda 21 angesprochenen Probleme und Lösungen ihre Wurzeln in Aktivitäten auf örtlicher Ebene haben, ist die Beteiligung und Mitwirkung der Kommunen ein entscheidender Faktor bei der Verwirklichung der Agendaziele. [...] Als Politik- und Verwaltungsebene, die den Bürger:innen am nächsten ist, spielen sie eine entscheidende Rolle dabei, die Öffentlichkeit aufzuklären und zu mobilisieren und im Hinblick auf die Förderung einer nachhaltigen Entwicklung auf ihre Anliegen einzugehen.“⁹ 2016 wurden siebzehn Nachhaltigkeitsziele (Sustainable Development Goals, SDGs) von den Vereinten Nationen verabschiedet¹⁰: Den beiden sich gegenseitig verstärkenden Dynamiken, Bevölkerungswachstum und zunehmende Verknappung natürlicher Ressourcen, soll entgegengewirkt und die nachhaltige Entwicklung als Leitbild integrierter Stadtentwicklungskonzepte mitgedacht werden.

Tragen nachhaltige Stadtvisionen wie die Schwammstadt, die Resiliente Stadt oder die Smarte Stadt auch zu gesellschaftlichen Transformationen in Richtung Nachhaltigkeit bei? Welche Akteure werden angesprochen? Die große Aufgabe nachhaltiger Stadtzukünfte ist es, viele mitzunehmen, um die Pluralität der Stadtzukünfte auch für kommende Generationen zu ermöglichen.¹¹ Marius Albiez et al.¹² definierten 2016 nachhaltige Stadtzukünfte über die Handlungsfelder Umwelt, Gesundheit und Freiraumgestaltung: „Dabei zeigt sich, dass Städte dann besonders lebenswert sind, wenn sie multifunktionale Strukturen, eine gut integrierte Verkehrsinfrastruktur und demokratische Stadtentwicklungsprozesse vereinen.“ Nachhaltige Stadtzukünfte, so ein zentrales Ergebnis der Publikation, erfordern einen starken Fokus auf menschliche Bedürfnisse, Umweltfreundlichkeit und Gesundheit sowie die gemeinsame Gestaltung kreativer Freiräume für nachhaltige Praktiken. Wenn Städte alternative Entwicklungspfade für viele Menschen aufzeigen, können sie nachhaltige Stadtzukünfte ermöglichen.

Resilienz, Smartness und Regenwassermanagement sind wichtige Elemente für die Gestaltung nachhaltiger Stadtzukünfte. Nicht zu vergessen ist jedoch die Rolle der Kultur: Auch Museen sind wichtige neue Akteure in der Stadt- und Regionalentwicklung. In Deutschland haben viele Dörfer einen Heimatverein, viele Kleinstädte haben ein Museum. Als Orte der Identifikation und der lokalen Geschichte sind sie wichtige Träger des kollektiven Gedächtnisses, tragen Archiv- und Sammlungsfunktionen in die Gesellschaft hinein und werden zuallererst mit der Vergangenheit verknüpft, nicht mit der Zukunft.

Gerade hier, in den Museen, könnte in Zukunft kooperative Stadtentwicklung stattfinden. Warum gerade dort? Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) definierte 2011 die Aufgabe einer gesellschaftlichen Transformation in Richtung Nachhaltigkeit „[...] als ein[en] gesellschaftlicher Suchprozess [...], der durch Experten unterstützt werden sollte. Forschung hat dabei die Aufgabe, im Zusammenspiel mit Politik, Wirtschaft und Gesellschaft klimaverträgliche Gesellschaftsvisionen aufzuzeigen, unterschiedliche Entwicklungspfade zu beschreiben sowie nachhaltige technologische und soziale Innovationen zu entwickeln.“¹³ Forschung und Bildung spielen in diesem Suchprozess eine zentrale Rolle. Sie haben die Aufgabe, klimaverträgliche und nachhaltige Stadtzukünfte zu entwickeln und zu beschreiben. Gesellschaftliche Such-, Lern- und Entscheidungsprozesse können gerade da stattfinden, wo Wissen gespeichert wird. Dann kann erreicht werden, was vom WBGU gefordert wird: „Durch Bildung sollte Problembewusstsein entwickelt und systemisches Denken erlernt werden, damit Menschen die Transformation partizipativ mitgestalten können“. Da kooperative Stadtentwicklung reale Orte der Begegnung und des Diskurses in den Städten braucht, tragen die Museen eine wichtige zivilgesellschaftliche Verantwortung für die partizipative Mitgestaltung nachhaltiger Stadtzukünfte.

- 1 Vgl. Hanna Kosow, Robert Gaßner u. a., Methoden der Zukunfts- und Szenarioanalyse. Überblick, Bewertung und Auswahlkriterien. Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung, Werkstattbericht Nr. 103, 2008.
- 2 United Nations, World Urbanization Prospects, 2018, <https://population.un.org/wup/Maps/> (04.12.2023).
- 3 Thomas Robert Malthus, An Essay on the Principle of Population. London 1798.
- 4 Zur kritischen Bewertung von Resilienz in der Stadtplanung, vgl. u. a. Simin Davoudi, Libby Porter u. a., Resilience. A bridging concept or a dead end? Planning theory and practice, 13(2), 2012, 299–333 oder Sara Meerow, Pani Pajouhesh, Thaddeus R. Miller, Social equity in urban resilience planning, in: Local Environment. The International Journal of Justice and Sustainability, 2019, 24(9), 793–808.
- 5 Zur kritischen Bewertung von Smartness in der Stadtplanung, vgl. u. a. Sybille Bauriedl, Anke Strüver (Hg.), Smart City – Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten, Bielefeld 2018 oder Robert G. Hollands, Critical interventions into the corporate smart city. Cambridge Journal of Regions Economy and Society, 8(1) 2015, 61–77.
- 6 Donella H. Meadows, Dennis L. Meadows, Jørgen Randers, William W. Behrens III, The Limits to Growth. A report for the Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind. New York 1972.
- 7 Ebda.
- 8 Gro Harlem Brundtland, Volker Hauff (Hg.), Our common future [Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung], 1987.
- 9 United Nations, Agenda 21. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung 1992, 291, https://www.un.org/Depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf (04.12.2023).
- 10 <https://sdgs.un.org/goals> (07.12.2023)
- 11 Mein Dank geht an die Berufungskommission zur Denomination der Junior-Professur „Nachhaltige Stadtzukünfte“ an der Technischen Universität Dresden.
- 12 Marius Albiez, Gerhard Banse, G.; Keynon C. Lindeman, Alexandra Quint (Hg.), Designing sustainable urban futures. Concepts and practices from different countries. Karlsruhe 2016.
- 13 Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen, Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation, 2011, <https://www.wbgu.de/de/publikationen/publikation/forschung-und-bildung-fuer-die-transformation> (04.12.2023). Zitiert nach Jürgen Howaldt, Michael Schwarz, Soziale Innovation und sozial-ökologische Transformation, in: Marco Sonnberger, Alena Bleicher, Matthias Groß (Hg.), Handbuch Umweltsociologie, Wiesbaden 2023, 1–14, hier 6.

Museum und Stadt gehören zusammen

Kultur als Impulsgeber für die Innenstadtentwicklung

Stefan Bruch



Das denkmalgerecht sanierte Museum Mühlberg 1547 im Stadtkern von Mühlberg/Elbe

Als Leiter der Abteilung Stadtentwicklung und Wohnen im Ministerium für Infrastruktur und Landesplanung des Landes Brandenburg (MIL) habe ich mich über die Gelegenheit zum Gedankenaustausch auf der Fachtagung des Museumsverbands Zukunft.Stadt.Museum gefreut, denn Stadtentwicklung und Kultur sind zwei inhaltlich miteinander verbundene Aufgabenfelder der Landespolitik, gleichermaßen auf regionaler und auf kommunaler Ebene. Besonders gilt das mit Blick auf unsere Innenstädte.

Das MIL hat 2021 als Leitlinie für das eigene Handeln und als Erläuterung unseres Aufgabenverständnisses gegenüber Politik und Öffentlichkeit eine „Strategie Stadtentwicklung und Wohnen“¹ aufgestellt. In dieser Strategie, die mit den Fachressorts und vielen Verbänden abgestimmt wurde, würdigen wir die Bedeutung der Städte. Sie sind oft zugleich „Anker“ in den ländlich geprägten Landesteilen und „Motoren“ der dortigen Entwicklung, auch mit Blick auf die Zukunftsaufgaben.

Fünf Ziele des MIL stehen im Mittelpunkt der „Strategie Stadtentwicklung und Wohnen“; wir haben sie schlagwortartig so formuliert:

- Die Kraft der Städte für den Zusammenhalt der Gesellschaft nutzen.
- Städte als Motoren und Anker der Landesentwicklung stärken.
- Stadtentwicklung mit integrierten Konzepten und kommunaler Zusammenarbeit voranbringen.
- Städte für die Bewältigung der Zukunftsaufgaben anpassen und umbauen.
- Der Innenentwicklung Vorrang einräumen – mit Konzentration auf Innenstadt und Quartiere.

In den Städten werden durch den Strukturwandel, den das Land Brandenburg durchläuft, schon heute enorme Belastungen geschultert, aber auch Erfolge gefeiert. Wir haben diesen Wandel nötig, um im Konzert der europäischen Regionen mithalten zu können. Der Tagungsort Cottbus zeigt dies sehr anschaulich im Spannungsfeld zwischen dem Ausstieg aus der Braunkohlewirtschaft, der Hinwendung zu neuen wirtschaftlichen Standbeinen und dem damit verbundenen Umbau der Stadtstruktur und auch der Landschaft in der Region. Die Stadt Cottbus unternimmt eine Reihe von Anstrengungen, um besonders den Stadtkern, teilweise aber auch die weiteren Stadtquartiere und Ortsteile, weiterzuentwickeln, umzubauen und anzupassen. Herausforderungen, Ergebnisse und Chancen liegen dabei – wie auch in anderen Brandenburger Städten – eng beieinander.

Die Brandenburger Städte stehen mit ihrer gebauten Substanz für Qualität und Identität und somit auch für die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung unseres Landes. Die erfolgreiche städtebauliche Erneuerung und Entwicklung ist zugleich Sinnbild für eine starke kommunale Familie, die ihre Selbstverwaltungshoheit wahrnimmt. So konnten und können die Städte unverwechselbare, attraktive Orte zum Wohnen und Arbeiten und alle damit verbundenen Funktionen

der Daseinsvorsorge bleiben. Dazu gehört untrennbar auch die kulturelle Infrastruktur. In Cottbus sind zum Beispiel das Stadtmuseum, das Brandenburgische Landesmuseum für moderne Kunst (Dieselkraftwerk) und das Stadttheater wichtige „Eckpfeiler“ für die Wahrnehmung der Innenstadt durch die Bürgerinnen und Bürger.

Auch andere Städte in Brandenburg haben mit Unterstützung des Landes ähnliche Erfolge bei der Erneuerung und dem Ausbau der Kulturstandorte erreicht:

- In Neuruppin wurde im Zuge der Stadterneuerung das Museum im historischen Stadtkern umfassend saniert und erweitert.
- Das Museum Eberswalde konnte sich an einem neuen Standort (ehemalige Adler-Apotheke, Bau- und Denkmal) neu aufstellen.
- In Mühlberg/Elbe erinnert das denkmalgerecht sanierte Museum Mühlberg 1547 im Stadtkern an die Zeit der Reformation.
- Im ehemaligen Bahnbetriebswerk Lübbenau bildet das GLEIS 3 Kulturzentrum mit vielfältigen Angeboten ein Zentrum für Theater, Musik und Freizeit.
- In Brandenburg an der Havel ist das Stadtmuseum in der Altstadt bewahrt und erneuert worden.
- Nicht zuletzt möchte ich Potsdam erwähnen, wo unter anderem mit dem Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte und dem Potsdam Museum in der Stadtmitte zwei öffentliche Institutionen zum Kulturstandort Innenstadt beitragen.

Hier und in vielen weiteren Städten wird deutlich, dass die kulturelle Infrastruktur in zweierlei Weise wirksam werden muss: Als Standortfaktor für die Qualität und Attraktivität einer Stadt und ihrer Region, aber auch als Ort, an dem die Stadtgesellschaft zusammenkommt.

Museen sind nicht nur als Besuchermagneten aus dem Nutzungsgefüge vieler Städte nicht wegzudenken. Viele Museen sind auch städtebauliche Dominanten



Neuruppin – Blick aus dem Bestandsgebäude auf den modernen Anbau des Museums

und prägen die bauliche Struktur der Städte. Museen sind darüber hinaus als „Kraftzentren der Stadtkultur“ zugleich Stadtgedächtnis, Forum für den Austausch und unverwechselbare Heimat- und Identifikationsorte für die Menschen. Aus Sicht des MIL können Museen im Land Brandenburg eine wichtige Rolle bei der Ausgestaltung einer nachhaltigen und zukunftsorientierten Stadtentwicklung spielen. Damit sie Motor für die Stadtentwicklung sein können, sind Verabredungen mit den Kommunen notwendig.

Die kompakte, urbane, vielfältige Stadt mit ihrer gewachsenen Nutzungsmischung und ihrer gewachsenen, unverwechselbaren Gestalt sowie ihren baukulturellen Qualitäten sehe ich als unser gemeinsames Brandenburger Leitbild. Stadtentwicklung ist allerdings eine Aufgabe in der Selbstverwaltungshoheit der Kommunen. Diese bestimmen die konkreten Ziele, setzen Prioritäten und ergreifen Maßnahmen zur Umsetzung und damit auch zur Standortvorsorge für den Kulturbereich. Das MIL unterstützt die Kommunen bei den Entwicklungsaufgaben im Sinne des genannten Leitbilds. Dazu gehören ein guter Rechtsrahmen, bedarfsgerechte Förderprogramme von EU, Bund und Land und nicht zuletzt Angebote für den Wissenstransfer und den Fachaustausch.

Städte und Gemeinden stehen mit Blick auf ihre künftige Entwicklung aktuell vor einer Vielfalt von Herausforderungen. Neben klassischen Aufgaben wie der Bewältigung des fortschreitenden demografischen und sozialen Wandels und der Sicherung der wirtschaftlichen Basis im Standortwettbewerb sind für die Städte neue Aufgabenfelder entstanden oder haben an Gewicht gewonnen. Dazu gehören die Klima- und Energiepolitik und auch die Bewältigung des digitalen Strukturwandels.

Die Frage, wohin sich die Städte entwickeln und wie die Landesebene im konkreten Fall Begleitung und Unterstützung geben kann, muss immer wieder neu zwischen den Beteiligten verhandelt werden. Lassen Sie mich fünf Themen herausgreifen, die für uns Stadtentwicklerinnen und Stadtentwickler besonders wichtig sind.

Integrierte Stadtentwicklung

Damit Zukunftsaufgaben auf lokaler Ebene bewältigt werden können, müssen die verschiedenen Themen in eine integrierte nachhaltige Stadtentwicklungsplanung einfließen. Diese muss auch Aussagen zum

Selbstverständnis und Leitbild einer Stadt treffen und daraus die Kerninhalte und Prioritäten der weiteren Entwicklung und die notwendigen Schritte zur Umsetzung ableiten. Um dem Anspruch einer integrierten Planung gerecht zu werden, spielt die breite Einbeziehung und Teilhabe der verschiedenen Interessengruppen und -vertreterinnen und -vertreter sowie der Bürgerschaft bei der Aufstellung und bei der Umsetzung der Konzepte eine wichtige Rolle.

Integrierte Stadtentwicklungskonzepte (INSEK) sind seit nahezu 20 Jahren ein zentrales Steuerungsinstrument einer nachhaltigen Stadtentwicklung auf gesamtstädtischer Ebene. Das MIL macht den Kommunen hierbei nur wenige (mit dem Fördermitteleinsatz verbundene) Vorgaben, formuliert aber fachliche und verfahrensmäßige Standards als Orientierungsmöglichkeit für die örtliche Ebene. Mit Leitfäden und Fachveranstaltungen zum Thema INSEK unterstützt das MIL die Brandenburger Städte, damit die Vielfalt der Anforderungen durch gute gesamtstädtische Verfahren bewältigt werden kann.

Förderung der Innenstadtentwicklung

Unsere Innenstädte sollen attraktiv zum Wohnen, Arbeiten und für die Vielfalt der dazugehörigen Funktionen bleiben. Immer stärker rückt dabei der Umgang mit dem baukulturellen Erbe in den Vordergrund. Mit Blick auf die Zukunft geht es in den Innenstädten verstärkt um die Nutzungen und Funktionen dieses Baubestands. Eine hochwertige Nutzungsmischung mit vielen Standbeinen verspricht Stabilität. Brandenburgs Innenstädte haben die Chance, in Zukunft die lebendige, urbane und attraktive Mitte ihrer Kommune zu bleiben oder wieder zu werden. Dazu muss der Bedeutungsverlust des Einzelhandels kompensiert werden, und dabei sind die kulturellen Angebote in den Innenstädten ein zentraler Faktor. Wir setzen die Programme der Städtebau- und Wohnraumförderung fort, wobei neue Akzente zum Tragen kommen. In der Regel kommt es zu einer Aufgabenteilung zwischen verschiedenen öffentlichen Förderprogrammen, wobei sich die Städtebauförderung auf die bauliche Hülle konzentriert. Das MIL hat nun das Programm „Nachhaltige Stadtentwicklung“ in der EFRE-Förderperiode 2021–2027 gestartet. Die Öffnung des ersten Förderaufrufes zum Thema „Maßnahmen zur Qualifizierung und Anpassung der sozialen und kulturellen Infrastruktur“ ist Mitte August 2023 erfolgt. Zentrale Orte und deren Umland hatten bis zum 30. Oktober 2023 die Möglichkeit, einen Antrag auf Förderung zu stellen. Darüber hinaus sind ein zweiter Call mit dem Themenschwerpunkt „Ökologische und klimagerechte Entwicklung und Klimaanpassung sowie nachhaltige Mobilitäts-

lösungen“ und ein dritter Call, der den ersten Themenschwerpunkt nochmals aufgreift, geplant. Insgesamt stehen 80 Millionen EUR EFRE-Mittel zur Verfügung. Ziel des Programms ist die funktionale Stärkung von zentralen Orten. Mit qualifizierten Vorhaben soll ein Beitrag für eine zukunftsfähige und nachhaltige Entwicklung des Gesamttraumes geleistet werden. Ich ermutige Sie ausdrücklich, dies als Chance für die Entwicklung der kulturellen (und sozialen) Infrastruktur zu nutzen.

Bündnisarbeit für lebendige Innenstädte

Mit dem „Innenstadtbündnis“ haben wir vor zwei Jahren die Partner aus Wirtschaft und Kommunen zusammengeführt und einen Impulsgeber für lebendige und vielfältige Stadtzentren geschaffen. Hilfreich ist, dass auch die Immobilienwirtschaft (Verband Berlin-Brandenburgischer Wohnungsunternehmen e. V.) und die Kommunen (Städteforum, Städte- und Gemeindebund) Bündnispartner sind. Das Innenstadtbündnis dient dem Fachaustausch und Wissenstransfer, es will aber auch ermutigen und gute Beispiele der Innenstadtentwicklung bekannter machen. Im November 2023 ist der Start des zweiten landesweiten Innenstadtwettbewerbs erfolgt. Gesucht werden Projekte zur



Das Dieselkraftwerk in Cottbus, Standort des Brandenburgischen Landesmuseums für moderne Kunst



Das Kulturzentrum „Gleis 3“ im ehemaligen Bahnbetriebswerk Lützenhagen

Stärkung der Innenstadt, bei denen vor Ort mehrere Partner zusammenarbeiten, bestenfalls aus dem öffentlichen und dem privaten Bereich. Ausdrücklich sind auch Akteure aus der Kulturwirtschaft und die Institutionen der städtischen Kultur angesprochen. Das Innenstadtbündnis ergreift auch Initiativen für den Fachaustausch mit Landesressorts. Kultur- und Bauministerium haben im April dieses Jahres eine gemeinsame Fachtagung durchgeführt, in der es vor allem um das Verhältnis von Innenstadt und Kultur ging. Wir haben jeweils Möglichkeiten und Erfolge, aber auch Hemmnisse und Herausforderungen für den Kulturort Stadt – hier vor allem im Sinne von Innenstadt – diskutiert und arbeiten weiter an diesem Thema, welches unsere beiden Ressorts verbindet. Dabei ging und geht es auch um die Frage, welche Rolle und Aufgabe die Museen übernehmen können und welche Voraussetzungen sie brauchen, um Stadtentwicklung und Stadtgesellschaft begleiten zu können.

Die Konferenz im April 2023 hat bereits spürbare Impulse ausgelöst: In der Brandenburgischen Bauordnung wird jetzt die Genehmigungsfreiheit für bauliche Anlagen für temporäre Kunst- und Kulturveranstaltungen eingeführt. Dies hilft bei der Zwischennutzung öffentlicher und privater Bereiche. Gemeinsam mit dem Kulturministerium bemühen wir uns darüber hinaus

um den Abbau von Hemmnissen bei der Entwicklung von Kulturfunktionen in den Städten, etwa über den Wissenstransfer zu Genehmigungsfragen und Fördermöglichkeiten für die Kulturakteure.

Landesinitiative „Meine Stadt der Zukunft“

Mit der Landesinitiative „Meine Stadt der Zukunft“ hat das MIL in den Jahren 2021 und 2022 kommunale Modellvorhaben unterstützt, die auf Teilhabe der Stadtgesellschaft angelegt waren.² Im Mittelpunkt standen die wichtigen Zukunftsthemen wie etwa Klimawandel und Klimaschutz, Digitalisierung, lokale Mobilität und Innenstadtentwicklung. Die Landesinitiative stützte sich dabei auf zwei „Säulen“. In ausgewählten Modellvorhaben wurde – mit finanzieller Unterstützung des Landes – erprobt, mit welchen neuen Formaten Zukunftsdiskussionen zu konkreten lokalen Stadtentwicklungsfragen zielführend und tragfähig sein können. Ergebnisse, Erkenntnisse und Empfehlungen für andere Kommunen werden aufbereitet und in die Breite getragen. Der Wissenstransfer für alle Brandenburger Kommunen und weitere Fachinteressierte erfolgt dabei über verschiedene Kommunikationswege; fachlicher Austausch fand unter anderem bei Fachkonferenzen statt. Im Rahmen der Modell-

vorhaben wurden neue Ansätze zur stadträumlichen Gestaltung sowie zur Nutzungsmischung in Innenstädten und anderen wichtigen Stadtquartieren diskutiert und entwickelt. Die zentrale Bedeutung eines Quartiers- oder Innenstadtmanagers wurde hierbei unterstrichen und die Rahmenbedingungen für gute Beteiligungsverfahren wurden in vielfältiger Weise reflektiert. Transparentes Handeln von Politik und Verwaltung, der Umgang mit Erwartungshaltungen, gegenseitiges Vertrauen – auch in bürgerschaftliches Engagement – die Bereitschaft für Abwägungsprozesse und „klare Spielregeln“ wurden als wichtige Eckpfeiler identifiziert. Die Modellvorhaben zeigen deutlich, wie wichtig es ist, dass die Stadtgesellschaft auf „vielen Beinen“ steht. Dies erhöht die Innovationskraft und auch die Widerstandsfähigkeit unserer Gesellschaft.

Mit den wertvollen Erfahrungen aus dem ersten Durchführungszeitraum ist die Landesinitiative 2023 in eine zweite Runde gestartet. Am 21. September 2023 tagte eine Jury, um neue Modellvorhaben für die Jahre 2024 und 2025 auszuwählen.³ Diese werden konkrete Herausforderungen in den drei Zukunftsthemen Klimawandel, Digitalisierung und Gemeinwohl in den Blick nehmen und das Portfolio an Erfahrungen erweitern. Wichtig sind neue Ideen sowie eine ambitionierte, innovative und mutige Vorgehensweise von Politik und Verwaltung, auch im Sinne von neuen Diskussions- und Verabredungsformen mit der Stadtgesellschaft. Ausdrücklich sind hiermit auch die Kulturakteure gemeint, sowohl im institutionellen Bereich als auch in der Kreativwirtschaft. Begleitet wird die Landesinitiative wieder durch einen intensiven Fachaustausch und Wissenstransfer. Die geplanten Fachkonferenzen sollen alle interessierten Städte im Land ansprechen, ihre Ergebnisse wollen wir für den Fachdiskurs im gesamten Themenfeld der Stadtentwicklung nutzen.

Diskurs und Kooperation in der Stadtentwicklung

Große, komplexe Herausforderungen erfordern entsprechend breit ansetzende Lösungen. In einer Stadtgesellschaft kann mehr Teilhabe für die verschiedenen Interessengruppen vieles ermöglichen. Wir sehen das in den Innenstädten, wo private und öffentliche Akteure gemeinsame Schritte planen und gehen. Hier können Kommunalpolitik und -verwaltung auf den Diskurs mit den Bürgerinnen und Bürgern und mit den lokalen Institutionen setzen und Lösungen aushandeln, die breit mitgetragen werden. Hier sehe ich die Museen als wichtige Partner, auch als Impulsgeber. Mit ihren Sammlungen können Museen von ihrer Kompetenz als Wissensspeicher profitieren und im Falle einer lokalen bzw. thematischen

Ausrichtung einen Beitrag zur Orts- und Regionalgeschichte und zur aktuellen Standortbestimmung leisten. Museen können mit ihrem Themenprofil Diskussionsbeiträge zur gesellschaftlichen Entwicklung leisten und sind darüber hinaus öffentliche Orte, die wir zum Austausch in der Stadt brauchen.

Der Gedanke einer kooperativen Stadtentwicklung steckt zudem in vielen regionalen Netzwerken, wie etwa der „AG Städte mit historischen Stadtkernen“⁴, dem „Städteforum“⁵ und der „AG Städtekrantz“⁶. Ohne diese Netzwerke wäre der Erfolg etwa der Jahresthemen von „Kulturland Brandenburg“ mit den vielen Einzelprojekten gar nicht denkbar.

Museum und Stadt gehören zueinander! Stadtentwicklung braucht aktive Museen als Eckpfeiler der Infrastruktur, die ihre Rolle zum Nutzen für die Stadtgesellschaft ausfüllen und gerade für die Stärkung der Innenstädte eine Schlüsselfunktion haben können. Ich ermutige Sie ausdrücklich, mit Ihrer Legitimation als kulturelle Schwerpunkte und mit Ihrer Fachkompetenz aktiv in Diskurse zur Stadtentwicklung einzutreten. Ich bin mir sicher, dass Ihr Engagement auch weiterhin Impulse für die Stärkung der Städte in unserem Land bewirken wird.

1 <https://mil.brandenburg.de/sixcms/media.php/9/Strategie%20Stadtentwicklung%20und%20Wohnen%20des%20MIL%20%282021%29.pdf> (09.11.2023).

2 <https://msdz.brandenburg.de/msdz/de/#> (09.11.2023).

3 Ausgewählt wurden Projekte in den Städten Angermünde, Bad Belzig, Brandenburg an der Havel, Frankfurt (O.), Ludwigsfelde, Potsdam und Senftenberg (<https://msdz.brandenburg.de/msdz/de/modellstaedte/aktuelle-modellvorhaben/>) (09.11.2023).

4 <https://ag-historische-stadtkerne.de/> (09.11.2023).

5 <https://www.staedteforum-brandenburg.de/> (09.11.2023).

6 <https://staedtekrantz.de/> (09.11.2023).

Keiner verändert sich allein Das Netzwerk #keinRembrandt unterstützt kleine Museen im Wandel

Christopher Vila



Logo des Netzwerks #keinRembrandt

Wie können kleine Stadt- und Heimatmuseen mit wenig Personal und knappem Budget nachhaltige Relevanz erlangen? Das Netzwerk #keinRembrandt teilt Geld und Ideen, um gemeinsam an ein Ziel zu kommen, das für das einzelne Haus so nicht erreichbar gewesen wäre. Der folgende Text versteht sich als Werkstattmanifest aus einer kollaborativen Projektschmiede.

Gütig blickt der Gekreuzigte aus seinem Herrgottswinkel auf die sorgsam gedeckte Kaffeetafel, an der ewig die Dame in Tracht auf Besuch wartet. Spitzendecke, Goldrandgeschirr und Kaffeemühle spiegeln sich in der Vitrine mit Häkelarbeiten. Beinahe nahtlos geht das Setting über in die Reste der Hufschmiedewerkstatt und die mittelalterlichen Keramikfunde. Neben der Fossiliensammlung des längst verstorbenen Dorfschullehrers schlägt eine Biedermeier-Pendeluhr die Stunde in der musealen Stille.

So, oder ganz ähnlich, stellt man sich doch das Heimatmuseum klassischer Prägung vor. Das gängige Image lässt sich – bei wohlwollendem Publikum – mit „gemütlich“, „urig“, „wie bei Oma“ beschreiben. Das weniger wohlwollende Publikum kommt gar nicht erst. Weil in der Metropole die Museumsnacht in die Blockbusterausstellungen lockt, weil man nach zwei Besuchen mit der Schule das kleine Museum schon in- und auswendig zu kennen meint, weil, ja: Was hat das eigentlich mit mir zu tun? Ist das überhaupt relevant für mich?

Die Frage nach der Relevanz stellte sich spätestens während der Coronapandemie, als Museen in kommunalen Hygienekonzepten teilweise zwischen Freizeitbädern und Vergnügungsparks auftauchten. Dabei gehören sie doch zur kulturellen Grundversorgung. Aber auch schon vor der Pandemie, etwa bei der Frage nach notwendigen baulichen Veränderungen im Depot eines kleinen Stadtmuseums, bekam die Museumsleitung statt eines Lösungsvorschlags als erstes die Gegenfrage: „Warum? Hier hängt doch kein Rembrandt.“

Es stimmt: In kleinen Stadt- und Heimatmuseen hängt ganz selten ein Rembrandt. Warum sollte er auch? Welchen Stellenwert nähme er ein in der Erzählung vor und vom Ort? Die wenigsten dieser Museen haben diamantgespickte Orden, versilberte Abendmahlkelche und großformatige Temperagemälde in ihrer Sammlung. Stattdessen baut ihre Erzählung auf Objekte der leisen Töne: Das durchschossene Soldbuch des jungen Vaters, der noch im März 1945 fiel, das Taufkleid eines unbekanntes Säuglings, das eng beschriebene Gerichtsprotokoll zum handfesten Streit unter Brüdern. Sie sind eingebettet in Diskurse und Narrative der lokalen Gesellschaft und vermitteln Weltwissen über alltägliche Erfahrungswerte. Gerade ihre Nahbarkeit prädestiniert sie als Anker in der Heimatgeschichte. Statt hochkarätiger Objekte, die in den vergangenen Jahrhunderten die Einwohner*innen des jeweiligen Ortes wohl nie zu Gesicht bekamen, bestehen die Sammlungen kleiner Stadt- und Heimatmuseen aus kristallisierter Alltagswelt, die für jede Betrachterin und jeden Betrachter unmittelbare Anknüpfungspunkte bieten. Sie erzählen von Lebensfragen, die auch heute

noch gestellt werden. Sie berichten von Krisen und ihrer Bewältigung, von Krieg und Frieden im ganz, ganz Kleinen.

Nicht selten ist es gerade das kleine, ehrenamtlich geführte Museum vor Ort, das Kinder und Jugendliche zum ersten Museumsbesuch ihres Lebens empfängt. Die gedeckte Kaffeetafel mit dem Geschirr, dessen Abplatzungen von der Flucht übers gefrorene Haff erzählen, die Tracht, die mehrfaches „Upcycling“ erfuhr – vor allem aber gute Vermittlungsarbeit, fesselndes Storytelling, die Möglichkeit, sich selbst einzubringen und die eigenen Erfahrungen mit der Welt im Museum abzugleichen, entscheiden darüber, ob es einen zweiten oder dritten Besuch geben wird.

Es sind aber längst nicht nur die kleinen Heimatmuseen, hinter denen engagierte Gruppen oder Vereine stehen, die sich zunehmend mit neuen Herausforderungen konfrontiert sehen, wenn es darum geht, weiterhin der Startpunkt einer lebenslangen Museumsbegeisterung zu bleiben. Auch kleinere Stadtmuseen blicken manches Mal mit einer Mischung aus Neid und Bewunderung auf die Kampagnen größerer Museen.

Die Fülle an Aufgaben im Tagesgeschäft stellt eine beinahe noch größere Hürde dar, als die teilinventarisierten Konvolute ungeklärter Provenienz: Das wenige Personal muss neben dem Ausstellungsbetrieb wissenschaftlich arbeiten, das Sammlungskonzept im Auge behalten, in der Community aktiv bleiben, Projekte mit Schulen und Vereinen lancieren, Pressearbeit leisten, Drittmittel einwerben, Klinken putzen, und – seit langem überfällig – die Digitalisierung (häufig schlicht gleichbedeutend mit Instagram und Facebook) aufs Gleis setzen. Nicht selten sind es nur ein bis drei Festangestellte, die, unterstützt bis eingeehgt durch Ehrenamtliche, für all das verantwortlich zeichnen.

Da bleibt vieles auf der Strecke und man stellt frustriert eine Abwanderung der Besucher*innen zu „eventigeren“ Ausstellungen fest, wo es gleich noch Merchandising, Themendinner und den passenden Podcast zu entdecken gibt. Dann stellt sich aus Erfahrung schnell die Tendenz ein, den eigenen „unique selling point“ herausstreichen zu wollen, der ja so „unique“ eigentlich gar nicht ist. Man konkurriert auch nicht mit den großen Häusern, deren Ressourcen in keinem Verhältnis zu den eigenen Mitteln stehen, sondern mit den vielen anderen kleineren Museen im unmittelbaren Umfeld, die von denselben Problemen geplagt werden. Es droht ein Aufreiben im Alleingang – jeder stirbt für sich. Rödeln statt Rembrandt.

Die Jahre der Pandemie haben diese Entwicklung beschleunigt. Vermittlung wird zunehmend zu einer

Ressourcenfrage, wenn das Publikum in Richtung Event abwandert. Zu den täglichen Aufgaben der kleinen Museen rückte mit Pandemiebeginn ab 2020 plötzlich die Digitalisierung noch stärker in den Fokus der Gesellschaft und der Politik. Wo vorher noch keinerlei Infrastruktur bestanden hatte, wurden Social-Media-Kanäle und Onlineführungen aus dem Boden gestampft, Blogs befüllt und Vlogs gedreht. Und beim Blick in Richtung der Häuser, die beispielsweise ein eigenes Digitalteam besaßen, wuchs das Frustrationspotenzial.

In diesem Zeitraum gründete sich #keinRembrandt – ein Museumsnetzwerk der anderen Art. Dieser bundesweite Zusammenschluss kleinster und kleiner Museen hat es sich auf die Fahnen geschrieben, mit offenen Karten dem Frust entgegenzuwirken. Mit einer Förderung der Kulturstiftung der Länder und der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien in Höhe von 23.000 Euro im Rücken, haben wir als Initiator*innen Kaltakquise betrieben und sind auf Kolleg*innen verschiedener Häuser in Deutschland zugegangen. Die Idee (und am Anfang war es wenig mehr als das) war bestechend simpel: Wo jedes einzelne Museum an der Fülle der Aufgaben unweigerlich scheitern muss, bilden wir einen Verbund, in dem sich alle gegenseitig mit ihren Fähigkeiten ergänzen, helfen und unterstützen. Nicht jedes Museum hätte es geschafft, Content gleichzeitig auf YouTube, Instagram, dem hauseigenen Blog und bei Facebook zu streuen, geschweige denn, ihn ganz allein zu bearbeiten, die Diskussion zu moderieren und gleichzeitig noch mit Kolleg*innen ins Gespräch darüber zu kommen.

Statt uns allein aufzureiben, wollten wir gemeinsam unsere Geschichten erzählen. Zuallererst haben wir uns beinahe ein Jahr lang in Workshops fortbilden lassen: Social Media, Storytelling, Blogging und Onlineformate. Wie erzählt man kurz und knackig für die Zielgruppe im Netz? Was ist SEO? Wie nimmt man schöne Reels auf? Denn relevant sein, heißt vor allem sichtbar sein. Durch einen gemeinsamen Internetauftritt und gemeinsame Themen können wir lokale Besucher*innen ansprechen und gleichzeitig auf die überörtliche Relevanz unserer Inhalte verweisen. Wer sich für die Bedeutung der Knöpfe an Trachten interessiert, wird sowohl im Bergischen wie im Remstal fündig. Und wie feiert man das Ende der Fastenzeit an Lippe und Lech? Aus dieser Mischung an Lokalem und Überregionalem stricken wir eine vielschichtige Erzählung, mit der wir das erreichen können, was wir uns auf die Fahnen geschrieben haben und was von uns gefordert wird: Identifikationspunkte anbieten, Verflechtungen sichtbar machen, Veränderungen Rechnung tragen, Begegnungsort sein. Relevanz braucht keinen Rembrandt.



Das Museum Jugendstilforum Bad Nauheim ist Teil des Netzwerks #keinRembrandt.



Ein Gemälde (nicht von Rembrandt) aus der Sammlung des Heimatmuseums Günzburg

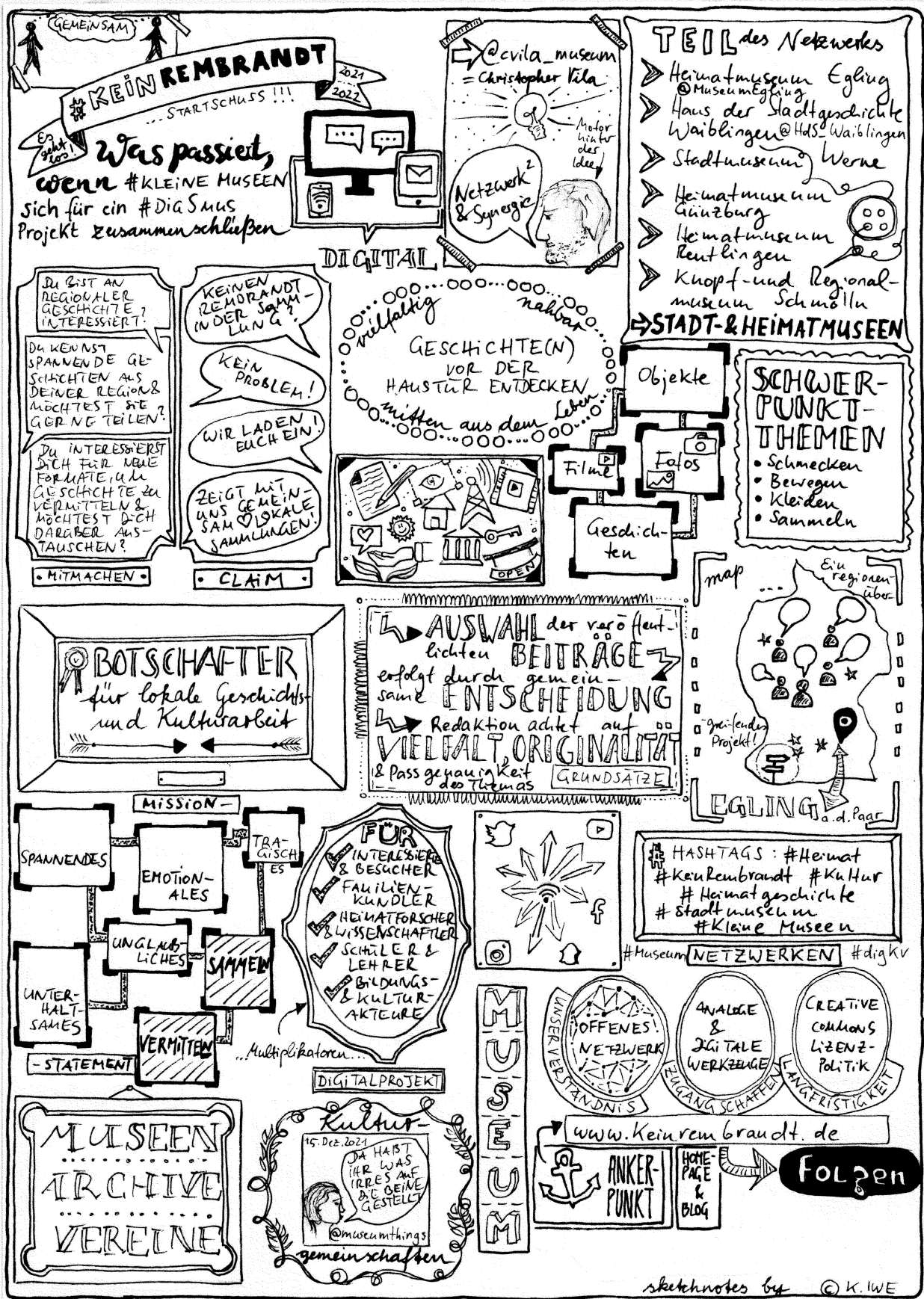
Durch das gemeinschaftliche Entwickeln von Kampagnen – etwa „Museumsstoff“ – können alle Häuser Beiträge zu einem größeren Thema beisteuern, die auf der gemeinsamen Plattform ausgespielt werden. Blogbeiträge und Postings auf Instagram und Facebook tragen neben themenspezifischen Hashtags auch das Kennzeichen #keinRembrandt. Damit können sie von teilnehmenden Museen auf den eigenen Kanälen geteilt werden und bleiben doch eine Gruppenleistung. Das einzelne Museum muss nicht jede Woche Postings erstellen, sondern profitiert vom Schwarmwissen. So steuern wir reihum Inhalte für #throwbackthursday und #depotdienstag oder eine unserer weiteren Kampagnen bei.

Dabei geht es nicht darum, Quantität über Qualität zu stellen. Durch das gemeinschaftliche Erarbeiten von Themenblöcken und Kampagnen setzen wir Projekte um, die die einzelnen Häuser sowieso auf der Agenda gehabt hätten. Aber eben schneller und breiter gestreut. #keinRembrandt ist eine Art virtuelle Bürogemeinschaft, in der jedes Museum ein anderes Steckenpferd hat. Wir bilden ein Redaktionsteam, treffen uns über Zoom wöchentlich zum Jour Fixe und können so Herausforderungen meistern, die der oder die Einzelne in dieser Tiefe nie hätte durchdringen können.

Natürlich betrachten sich die einzelnen Museen bzw. Mitarbeiter*innen immer noch als unabhängige Akteure mit ihren jeweiligen Kompetenzen und Zielgruppen. Es geht nicht darum, die eigenen Schwerpunkte aufzuweichen. Im Gegenteil: Wir wollen uns gegenseitig stärken und zeigen, dass wir Ressourcen freimütig teilen können, um damit zu wachsen. Wir wollen zeigen, dass wir gemeinsam deutlich mehr als die Summe unserer Einzelteile sind. Woran wir zusammenarbeiten,

kann gerade im ständigen Vergleich und in der Zusammenschau für unsere analogen wie digitalen Besucher*innen besonders spannend sein. Und natürlich profitieren auch die teilnehmenden Häuser inhaltlich und fachlich. Beinahe nebenher haben wir alle die Werkzeuge an die Hand bekommen, um eine eigene Digitalstrategie für die einzelnen Museen aufzubauen oder umzusetzen. Mittlerweile beraten wir uns auch gegenseitig in Depotfragen oder bei Ausschreibungen. Aus einer Schwäche haben wir eine Stärke gemacht – mangelnde Ressourcen, in einen Topf geworfen, mit einigen Workshops und guten Ideen verrührt, haben zu einem wunderbaren Ergebnis geführt. Und wir sind immer auf der Suche nach Verstärkung! Momentan besteht das Netzwerk aus dem Heimatmuseum Günzburg, dem Stadtmuseum Werne, dem Knopf- und Regionalmuseum Schmöln, dem Netzwerk Bergische Museen, dem Heimatmuseum Egling und dem Haus der Stadtgeschichte Waiblingen. Einziges Aufnahmekriterium des Netzwerks: Es muss ein kleines Haus mit wenig Personal sein.

Denn wenn uns die vergangenen zwei Jahre im Netzwerk #keinRembrandt eines gezeigt haben, dann das: Kleine Stadt- und Heimatmuseen sind dort, wo sie sind, und so, wie sie sind, genau richtig. Mit ihren Herrgottswinkeln und Korbflechterwerkstätten haben sie immer ein Ohr an der „Schiene der Geschichte“ und sind stets für eine Überraschung gut. Nicht die großen Blockbuster oder Preziosen machen ihren Reiz aus. Relevanz leben sie, wenn sie die Chance bekommen, ihre Objekte am Puls der Zeit zu halten. Um das zu erreichen, wollen wir kollaborativ und experimentell Antworten suchen und Lösungen erarbeiten.



Das Netzwerk #keinRembrandt auf einen Blick

sketchnotes by K.IWE

Das Museum der Zukunft

Ein neues Konzept für das Märkische Museum

Paul Spies



Außenansicht des künftigen Standorts im ehemaligen Marinehaus

Die Stiftung Stadtmuseum Berlin ist eine der größten kulturgeschichtlichen Museumsinstitutionen Deutschlands. An derzeit fünf Standorten und einem Zentraldepot bewahrt und vermittelt die Institution Berliner Kultur und Geschichte von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart. Die einzigartige Sammlung umfasst mehrere Millionen Objekte. Seit Mitte 2021 betreibt die Stiftung Stadtmuseum Berlin zudem die Ausstellung BERLIN GLOBAL im Humboldt Forum. Diese verdeutlicht die Verbindung von Berlin zur und mit der Welt und ist ein Ort der Entdeckung, Kommunikation und Partizipation.

Seit meinem Antritt als Direktor 2016 befindet sich die Stiftung Stadtmuseum Berlin in einem Transformationsprozess hin zu einer agilen und transparenten Organisation, die den Anforderungen einer veränderten Gesellschaft im 21. Jahrhundert gerecht werden soll. Wesentliche Prinzipien für diesen Wandel und die künftige Programmatik sind Partizipation und Kooperation, Gleichstellung und Gleichberechtigung, Diversität und Inklusion.

Mehr als ein Museum: „Das Museums- und Kreativquartier“

Das geplante „Museums- und Kreativquartier am Köllnischen Park (MuKQ)“ – so der Arbeitstitel – wird der größte und vielseitigste Standort des Stadtmuseums Berlin sein. Mit der Finanzierungsvereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland, dem Land Berlin und der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin wurde bereits 2017 die Realisierung des „Museums- und Kreativquartiers am Köllnischen Park“ als großes, zukunftsweisendes Projekt des Stadtmuseums Berlin gesichert. Seither werden die Sanierung und Modernisierung des Märkischen Museums (MM) und des Marinehauses (MH) von den beiden Architekturbüros SPP Rühnick (MM) und Adept (MH) unter Federführung der Berliner Immobilienmanagement GmbH (BIM) als Bauherrin geplant. Diese Planung findet in engem Austausch mit dem Stadtmuseum Berlin statt, das die komplexen Nutzungsanforderungen für einen zeitgemäßen Museumsstandort als Kern des Museums- und Kreativquartiers entwickelt hat.

Mit der Sanierung und vollständigen Neugestaltung des 1908 errichteten Märkischen Museums sowie der Ergänzung durch ein neues, spartenübergreifendes Haus im gegenüberliegenden ehemaligen Marinehaus, bekommt Berlin einen neuen Hotspot für die zeitgemäße und in die Zukunft gerichtete Auseinandersetzung mit Stadtgeschichte und -entwicklung. Man könnte beinahe behaupten: Es entstehen Museen im Sinne der neuen ICOM-Definition, nämlich als Orte „im Dienst der Gesellschaft, die materielles und immaterielles Erbe“ annehmen und „vielfältige Erfahrungen“ ermöglichen.

Das Museums- und Kreativquartier mit seiner programmatischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Strahlkraft wird ein offener Experimentier- und Begegnungsort und Motor sein für den Diskurs der Stadtgesellschaft(en). Zugleich soll es ein mutiger und dem Experiment zugeneigter Ort sein, an dem Stadt er- und gelebt, verstanden und eben auch aktiv mitgestaltet werden kann.

Durch die komplementäre Ausrichtung und Programmgestaltung wird es zwischen Märkischem Museum und Marinehaus im künftigen Betrieb zu vielfältigen Wechselwirkungen kommen. Die thematische Klammer bildet der Fokus auf die Geschichte, Gegenwart und Zukunft Berlins. Das Marinehaus ergänzt die Ausstellungsflächen im Märkischen Museum um multifunktionale Räume, darunter Werkstätten, Arbeitsräume, Künstler:innen-Studios, Probe- und Theaterräume, einen Veranstaltungssaal sowie offene Interaktions- und Präsentationsflächen wie das sogenannte „Berlin

Labor“. Die aufeinander abgestimmten Raumkonzepte beider Häuser ermöglichen unterschiedlichste Programmangebote.

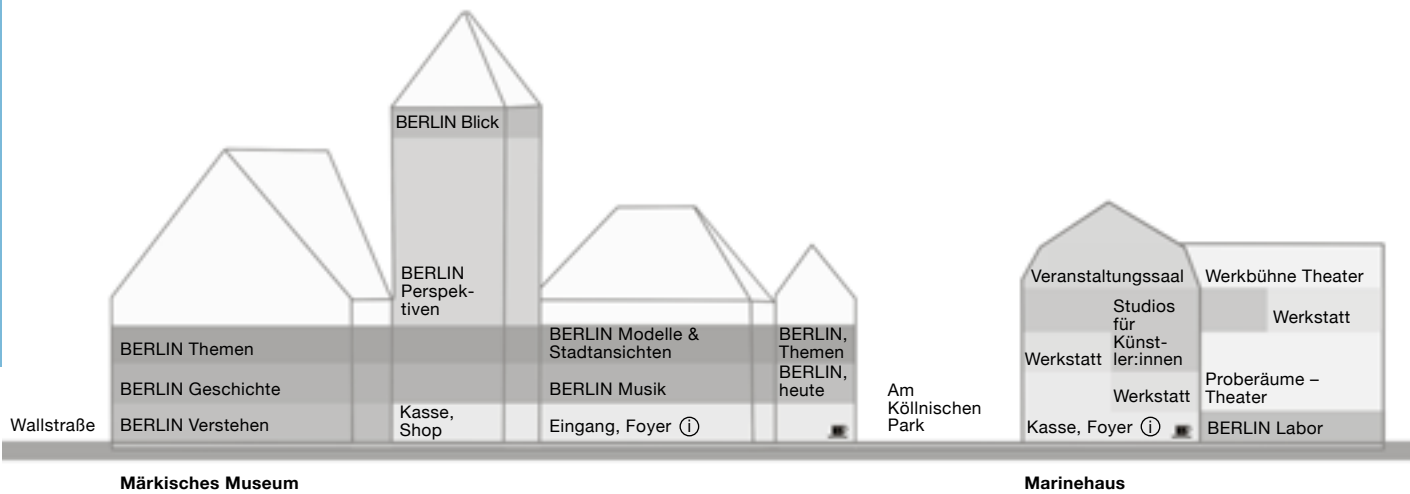
Im wiedereröffneten Märkischen Museum wird die Geschichte Berlins auf über 4.000 Quadratmetern Ausstellungsfläche vielstimmig erzählt und gemeinsam mit der Stadtgesellschaft fortgeschrieben. Auf mehreren, durch den Umbau barrierefreien Geschossen und flankiert durch eine mediale Inszenierung im begehbaren Turm, werden Berlin-Geschichten mit Narrativen aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen Methoden unterhaltend, aktivierend, multisensorisch, vertiefend oder spielerisch aufbereitet. Durch innovative Präsentationsformen wird die Begegnung mit den Original-Objekten der stadthistorischen Sammlung für die Besucher:innen zu einem Erlebnis. Dabei zeichnen Märkisches Museum wie Marinehaus gleichermaßen aus, dass sie „radikal“ zugänglich sind.

Märkisches Museum – Orientierung und Stockwerkgliederung

Das Märkische Museum wurde 1908 als ein in seiner Außen- und Innenarchitektur einprägsamer und wirkräftiger Ort für die damaligen Präsentationen aus der vorindustriellen Zeit Berlins und der Mark Brandenburg eröffnet. Das Gebäude ist denkmalgeschützt und wird bis zur Wiedereröffnung 2028 eine Umwandlung von einem Traditionsmuseum zu einem offenen und lebendigen Ort durchlaufen, an dem die Geschichte der Stadt in Verbindung mit den Menschen und der aktuellen Stadt Berlin gebracht ist.

Die architektonische Neukonzeption mit einem zentralen Treppenhaus und Aufzug ermöglicht erstmals einen barrierefreien Zugang und eine benutzerfreundliche, klare Orientierung sowie eine einheitliche Besucher:innenführung in allen Geschossen. Die neu geschaffene, mehrstöckige Eingangshalle verbindet alle Geschosse, die je nach Ausstellungsthema und räumlichen Gegebenheiten unterschiedlich gestaltet sein sollen.

Den Auftakt für den Besuch im Märkischen Museum macht die Ausstellung im Erdgeschoss. In einer „assoziativen Einführungsausstellung“ werden die einzigartigen Merkmale der Stadt zugänglich und unterhaltsam herausgearbeitet. Die Einführungsausstellung mit interaktiv-spielerischem Charakter soll als an- und aufregender Auftakt für die Besucher:innen dienen. Sie wird kostenfrei zugänglich sein, wie auch das gesamte Erdgeschoss und die große Halle im ersten Obergeschoss.



Stockwerk	Thema	Präsentation
Turmaussicht	BERLIN Blick	360 Grad Blick auf Berlin
Turmaufstieg	BERLIN Perspektiven	Medien-Installationen im Wechsel
2. OG	BERLIN Themen	Thematische Wechselausstellungen
1. OG	BERLIN Geschichte	Chronologische Ausstellung
Erdgeschoss	BERLIN Verstehen	Assoziative Einführungsausstellung

Überblick über die geplanten Nutzungsbereiche in den Standorten Märkisches Museum und Marinehaus

Die im ersten Obergeschoss gezeigte Ausstellung bietet einen chronologischen Überblick über die Geschichte und Entwicklungen Berlins. Ziel ist es, in einer längerfristig angelegten Präsentation historische und aktuelle Themen mit inhaltlicher Tiefe so zu vermitteln, dass sie für die unterschiedlichsten Besucher:innen sowie für unser gesellschaftliches Zusammenleben im Jetzt Relevanz haben und zugleich Orientierung bieten.

Die Wechselausstellungsflächen im zweiten Obergeschoss werden zum Teil frei oder im Rahmen bestimmter thematischer Vorgaben nach Stand der aktuellen Fragestellungen und diskursiven Entwicklungen hochfrequentiert bespielt. Vor allem dieses Geschoss soll auch als Präsentationsort für Projektergebnisse oder künstlerische Produktionen aus dem Marinehaus dienen, darunter auch experimentelle oder performative Formate. Dieser Ausstellungsbereich benötigt dementsprechend eine modulare Ausstattung, um schnell und flexibel agieren zu können, so dass der Austausch von einzelnen Elementen und Inhalten auch während der Laufzeit der Wechselausstellungen stattfinden kann.

Über das neue zentrale Treppenhaus, mit einem neu zu schaffenden, attraktiven Raum im dritten Obergeschoss bzw. über den Aufzug, wird der Turm erreicht. Dieser bietet im vierten bis sechsten Obergeschoss wechselnde Präsentationen zu Berlin-Perspektiven. Die multimediale, über drei Geschosse

führende Inszenierung auf einer beeindruckenden, 18 Meter hohen „Leinwand“ wird durch ausgewählte Medienkünstler:innen gestaltet. Das oberste, siebte Geschoss schließt den Rundgang mit einem 360 Grad-Blick auf das heutige Berlin ab.

Projektorganisation

Jenseits des alten Prinzips eines „allmächtigen“ Kurators werden beide Standorte in Wechselwirkung gemeinschaftlich entwickelt und organisiert, geleitet jeweils von einer Prozessleitung. Thematische Kernteams, ergänzt um Querschnittkompetenzen für alle Teams (z. B. zu Inklusion, Partizipation und Publikumsorientierung), aber auch um Kompetenzen aus den Sammlungen des Stadtmuseums, arbeiten an den Entwicklungen.

Kooperationen mit der Stadt

Dieser neue inklusive Ort, um Museum neu zu (er)leben und Berlin mitzugestalten, soll in enger Verbindung mit der Stadt entstehen: Die direkte Umgebung (Kiez) wird in die Entwicklung miteinbezogen und die Zusammenarbeit mit Kulturinstitutionen in der Umgebung wird bereits aktiv angegangen. Gemeinsam mit Kulturprojekten im Umfeld wie der „Alten Münze“, der „neuen

Gesellschaft für bildende Kunst (nGbK)“ und dem „Haus der Statistik“ wird das Stadtmuseum Berlin so Teil eines kreativen Netzwerks, das in Berlins Mitte (Frei)Räume für Kunst und Kultur entwickelt.

Im Entwicklungsprozess entstehen auch verschiedene Projekte mit Hochschulen, wie z. B. mit dem Studiengang Szenografie an der Technischen Universität Berlin, den Studierenden des Masterstudiengangs Sound Design an der Universität der Künste Berlin oder den Studierenden mit Fokus Service Design innerhalb des Studiengangs Interface Design an der Fachhochschule Potsdam.

Auf der anderen Seite wollen wir nicht nur Impulse von verschiedenen Akteuren oder Gruppen erhalten oder Gestaltungsbereiche für einen bestimmten Zeitraum abgeben, sondern wir fangen an, Wege zu erproben, wie wir mit verschiedenen Akteuren und Menschen aus der Stadt gemeinsame konzeptionelle Prozesse starten können.

Wir sind zum Beispiel zurzeit in einem Prozess, in dem wir Workshops zur Entwicklung des konzeptionellen Rahmens organisieren, zu denen wir gezielt externe Perspektiven einladen, die wir im Museum nicht haben und die wir für den neuen Standort brauchen (z. B. BiPoc-Perspektiven, Inklusion, interdisziplinäre künstlerische Formate, freie Szene). Dabei stellen sich wichtige Fragen, z. B. was das Mandat der Gruppe ist, wie Entscheidungen getroffen werden, wie der Prozess abläuft, aber auch, wie institutionelle Entscheidungsstrukturen in Zukunft verändert und aufgebrochen werden können.



Außenansicht des Märkischen Museums im Jahr 2022

Es ist sehr wichtig, den Rahmen und den Umfang der Beteiligung von Anfang an klar festzulegen und zu kommunizieren, denn wir können die institutionellen Machtstrukturen und unsere Abhängigkeit vom Berliner Senat nicht aufheben. Aber wie weit können wir mit der Beteiligung gehen und welchen Rahmen müssen wir setzen, um echte Beteiligung in einem sich entwickelnden Prozess zu ermöglichen? Dies ist also (noch) kein Best Practice-Beispiel, aber es vermittelt eine Vorstellung davon, wo wir im Moment stehen.



Visualisierung des Foyers im künftigen Standort Marinehaus

Museen und die Zukunft

Der agile Weg des StadtPalais – Museum für Stuttgart

Torben Giese



Die Ausstellung „Stuttgart und Du 2038“ entwarf eine Utopie in Form einer Cardboard City.

Museen hatten bisher nur wenig mit dem Thema „Zukunft“ zu tun und das war auch bei den Stadtmuseen nicht anders. Über Jahre hinweg richteten Stadtmuseen und kulturhistorische Museen ihren Blick vor allem in die Vergangenheit und versuchten aus der Auseinandersetzung mit dem Gewesenen, Identität in der Gegenwart zu stiften. Allein jene Kunstmuseen, die sich mit Gegenwartskunst beschäftigten, hatten zumindest auch die Gegenwart per se im Blick, auch wenn damit von der Zukunft noch keine Rede war. Das ist heute oftmals anders und es gibt sicherlich kein in den letzten zehn Jahren entstandenes Leitbild eines Museums, in dem nicht auch das Wort „Zukunft“ vorkommt.

Doch woher kommt diese museale Entdeckung des Zukünftigen, die zumindest auf dem Papier schon allorts um sich gegriffen hat? Warum schreiben sich Museen die Zukunft auf die konzeptionelle Fahne? Pauschale Antworten fallen wie so oft schwer, doch geht der Verweis auf die schwindende gesellschaftliche Akzeptanz von Museen in die richtige Richtung. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit scheint nur noch Teile der Bevölkerung zu interessieren und insbesondere Stadtmuseen können ihre Existenz kaum noch allein mit dem Verweis auf ihre bedeutenden Sammlungen rechtfertigen. Es liegt vielerorts auf der Hand, dass Stadtmuseen neue Aufgaben für die Gesellschaft übernehmen müssen, die auch Gegenwart und Zukunft in den Blick nehmen.

Dies stellt aber nicht nur die bisherige Fokussierung vieler Stadtmuseen auf die Geschichte ihrer Kommune infrage, sondern erzwingt auch eine Änderung des Selbstverständnisses. Während die Vergangenheit mithilfe der Instrumente der Geschichtswissenschaft wissenschaftlich erforscht und erläutert werden kann, wird dies für die Gegenwart schwieriger und für die Zukunft gar unmöglich. Während das allein historisch arbeitende Museum sich in eine „allwissende“ Zuschauerrolle begibt, kann sich ein Museum, das den Blick auf Gegenwart und Zukunft einer Stadt richtet, in gesellschaftliche Prozesse einmischen. Die Rolle des Museums wandelt sich vom passiven Beobachter und Kommentator zum aktiven gesellschaftlichen Akteur.

Mit der Neudefinition der Rolle als Mitgestalter von Gesellschaft stellt sich für das Museum notwendigerweise die Frage nach den Zielen, die in dieser neuen Rolle verfolgt werden. Dabei können und müssen von Museum zu Museum unterschiedliche Schwerpunkte wie Demokratieförderung, antirassistische Arbeit, Diversitätssensibilisierung, Pluralisierung etc. gesetzt werden. Es gilt, ausgehend von den eigenen Sammlungen, vom Standort und von der Zusammensetzung des Teams, individuelle Schwerpunkte für das museale Gestalten von Gesellschaft zu entwickeln. Dies darf nicht als einmaliger Prozess missverstanden werden, sondern es ist wichtig, die Schwerpunkte der eigenen Gestaltungsarbeit fortwährend zu hinterfragen und gegebenenfalls neu zu definieren.

So wurde auch das Leitbild des StadtPalais – Museum für Stuttgart bereits drei Jahre nach der Eröffnung des Museums aktualisiert und wird momentan in einem diversitätssensiblen Öffnungsprozess erneut diskutiert. Unabhängig von diesen Aktualisierungen zieht sich aber der Schwerpunkt „Stadtentwicklung“ wie ein roter Faden durch die Arbeit des StadtPalais – Museum für Stuttgart, aus dem mehr oder weniger konkrete Ziele der musealen Arbeit entwickelt wurden.

Bisher entscheidet eine kleine Minderheit einer Stadtgesellschaft über die Zukunft der eigenen Stadt. Diese Minderheit besitzt Zeit und Motivation, an bestehenden Partizipationsprozessen teilzunehmen, Vereine für oder

vor allem gegen bestimmte Bauvorhaben zu gründen und über Leserbriefe, Demonstrationen und politische Lobbyarbeit auf Stadtentwicklungsprozesse Einfluss zu nehmen. Der größte Teil der Gesellschaft bleibt außen vor, darunter vor allem diejenigen, die auch zukünftig in der Stadt leben werden: Kinder und Jugendliche. Das StadtPalais – Museum für Stuttgart möchte dies mit seiner musealen Arbeit ändern.

Neben der Frage, wer an Prozessen der Zukunftsgestaltung teilnimmt, stellt sich aus Sicht des StadtPalais – Museum für Stuttgart auch die Frage, wie wir über die Zukunft unserer Gesellschaft diskutieren. Diese Frage scheint in doppelter Hinsicht von zentraler Bedeutung, da es einerseits gilt, Menschen für die Teilnahme an Partizipationsprozessen zu motivieren und andererseits, einer oft zu beobachtenden Angst vor Veränderung entgegenzuwirken. In der musealen Arbeit kann es daraus folgend darum gehen, Lust auf die Möglichkeit zu machen, die Stadt zukünftig im positiven Sinne zu verändern. Das StadtPalais – Museum für Stuttgart kontextualisiert die Zukunft als Chance, Stuttgart lebenswerter zu machen und nach den Wünschen der Gesellschaft zu gestalten.

Die Testphase

Den musealen Umgang mit der Zukunft in der Theorie zu skizzieren, ist das eine. Die schwierigere Frage ist, in welche konkreten Formen der musealen Arbeit sich diese Theorie übersetzen lässt. Das „noch nicht Vorhandene“ ist nur schwer in Ausstellungen, Veranstaltungen oder anderen Formaten zu thematisieren. Das StadtPalais – Museum für Stuttgart hat sich dieser Herausforderung seit seiner Eröffnung im April 2018 immer wieder gestellt. Schon damals wurde im Salon Sophie die Ausstellung „Stuttgart und Du 2038“, gezeigt. Gemeinsam mit den Innenarchitekten der Agentur Jangled Nerves und dem Grafikstudio von Axel Pfänder wurde das Konzept einer Cardboard City entwickelt, die sich selbst als abstrakte, nicht ganz ernstzunehmende Vision für die Zukunft Stuttgarts verstand. In der Cardboard City wurde mit kleinen Etiketten an Gebäuden, Fahrzeugen, Straßen usw. auf mögliche Entwicklungen hingewiesen und die Besu-

chenden wurden an fünf interaktiven Stationen nach ihren Vorstellungen von der Zukunft gefragt. Die Ausstellung bot jedoch über einen ersten Wow-Effekt hinaus zu wenig konkrete Ansatzpunkte für eine interaktive Auseinandersetzung mit den unzähligen Details des Panoramas.

Nach dem Ende der Eröffnungsausstellung wurde, gemeinsam mit dem Kulturamt der Landeshauptstadt Stuttgart, der Salon Sophie zum Zukunftssalon erklärt, in dem sich abstrakt künstlerisch der Zukunft angenähert werden sollte. Im Garten des Museums wurde das Werk „Motorbonk“ von Pablo Wendel installiert, das sich auf seine eigene Art und Weise mit der Zukunft des Verbrennermotors auseinandersetzt. Im Zukunftssalon selbst wurde kurze Zeit später die Installation „Freiheit 2.0“ von Florian Mehnert gezeigt, die, ausgehend vom Museum, die Innenstadt als Ausstellungsraum erschloss. Themen waren die künftigen Datenströme, die damit entstehende Vernetzung und die Herausforderungen des Datenschutzes. Begleitet wurde die Installation von mehreren Big Data-Kolloquien, in denen sich den Themenstellungen der Installation wissenschaftlich genähert wurde.

Das erste Zwischenresümee zu den Annäherungen an die Zukunft Stuttgarts war ein wenig ernüchternd, da die Resonanz der Besuchenden sehr verhalten war. Zwar wurde das Stadtpalais – Museum für Stuttgart im ersten halben Jahr nach der Eröffnung „überrannt“, aber die Ausstellung „Stuttgart und Du 2038“ und die Aktivitäten im Zukunftssalon waren vergleichsweise schwach besucht. Auch gelang es kaum, Diskurse über die Zukunft zu initiieren, da – so die Interpretation des Teams – die Verknüpfungen zu abstrakt waren und die Besuchenden selbst den Zusammenhang zwischen musealem Angebot und Zukunft konstruieren mussten.

Die Schlussfolgerungen lagen auf der Hand: Erstens musste der Zusammenhang zwischen musealem Angebot und Zukunft sehr konkret und/oder zweitens in ein entsprechendes Bildungsangebot eingebettet sein. Beides war und ist Voraussetzung dafür, dass der Besuchende selbständig diesen Zusammenhang herstellen konnte und kann. Konkret wird Zukunft

vor allem in der gebauten Stadt und so geriet das Thema Stadtentwicklung in das Zentrum der musealen Arbeit. Aus diesen Voraussetzungen ergaben sich drei Strategieansätze, die das Stadtpalais – Museum für Stuttgart bis heute verfolgt: Erstens wird in jedem Jahr ein kleines Stück utopisches Stuttgart in den Sommerfestivals Realität, zweitens wird das Museum zum Diskursort für Stadtentwicklungsprozesse und drittens etabliert die Stadtbauakademie Stuttgart ein Bildungsangebot für Kinder und Jugendliche zum Thema Stadtentwicklung.

Die Sommerfestivals

Seit 2018 lässt das Stadtpalais – Museum für Stuttgart jeden Sommer ein Stück städtebauliche Utopie Wirklichkeit werden. Unter dem Titel „Stuttgart am Meer“ geht es darum, das Element Wasser in die Stadt zu bringen und urban zu gestalten. Es entstehen großräumige Installationen des Künstler-Studios „Umschichten“ auf den Außenflächen des Museums, in denen gerutscht und gebadet werden kann. Die Installationen geben der Stadt etwas, was sie bisher nicht besitzt, sich aber sehnlichst wünscht. Die Zukunft soll damit als Hoffnungsszenario kontextualisiert und realisiert werden und nicht als Untergangsszenario, wie uns viele gesellschaftliche Akteure glauben machen wollen.

Die Installationen im Rahmen der Sommerfestivals folgen von Anfang an dem Prinzip der Nachhaltigkeit. Die verwendeten Materialien werden nicht entsorgt, sondern in mehrfacher Hinsicht wiederverwendet. Zum einen kommen Betonringe, Wassertanks oder Kunststoffschächte zum Einsatz, die nur geliehen sind, und zum anderen werden alle Materialien eingelagert, um wiederverwendet zu werden.

Darüber hinaus entwickeln die Sommerfestivals ein reichhaltiges Veranstaltungsprogramm, in dem unter anderem gemeinsam mit gesellschaftlichen Akteuren wie der Internationalen Bauausstellung 2027 Stadt-Region Stuttgart GmbH (IBA 2027 GmbH), dem Stadtplanungsamt oder Stadtentwicklungsinitiativen über die künftige Stadtentwicklung diskutiert wird. Zugleich wird in den Sommerfestivals ein nichtkommer-

zialisierter, kultureller Außenraum entwickelt, in dem Konzerte, Clubabende, Lesungen, Kinoabende etc. stattfinden. Damit reagieren die Sommerfestivals zumindest temporär auf das Fehlen nichtkommerzialisierter Räume in den Innenstädten und geben vor allem jüngeren Zielgruppen Raum im Zentrum Stuttgarts.

Begleitet werden die Sommerfestivals von Ausstellungen im Außenraum zu den Themen Nachhaltigkeit, Klimawandel und grüner Stadtentwicklung. Diese entstehen in Zusammenarbeit mit Partnern wie dem Deutschen Architekturmuseum, der Stabsstelle Klimaschutz oder dem Umweltamt der Landeshauptstadt Stuttgart. Auf diese Weise entsteht eine ganz konkrete, raumgreifende städtebauliche Utopie, die in ihrer Plastizität zum Nachdenken über die Zukunft anregt. Ganz provokant fragen die Sommerfestivals, warum denn nicht eine solche Utopie eines urbanen, lebenswerten Stuttgarts im Großen Realität werden kann, wenn ein Museum in der Lage ist, eine solche im Kleinen zu realisieren.

Das Museum als Diskursort

Wie auch in vielen anderen Städten gibt es in Stuttgart eine ganze Reihe von Themen der Stadtentwicklung, die die Gesellschaft bewegen. Über Fragen der Nachhaltigkeit und des Klimawandels hinaus werden in Stuttgart vor allem Fragen der Mobilität, fehlenden Wohnraums und großer, kostenintensiver Kulturbauten leidenschaftlich diskutiert. In diesen Diskussionen spielt eine Vielzahl von Akteuren eine Rolle, die ihren Positionen Legitimität und gesellschaftlichen Raum zu verschaffen suchen.

Diesen Raum stellt nun das StadtPalais – Museum für Stuttgart zur Verfügung. So werden Ausstellungen von gesellschaftlichen Initiativen wie Aufbruch Stuttgart e. V. gezeigt oder es finden Festivals von großen städtebaulichen Projekten wie der IBA 2027 GmbH statt. Das Foyer wird zum zentralen Ort für städtebauliche Beteiligungsprozesse wie zum Beispiel jenen für das Rosensteinviertel, das auf der – durch das umstrittene Stuttgart 21-Projekt – freierwerdenden Fläche entstehen soll. Immer wieder stellen auch die Hoch-



Die Sommerfestivals „Stuttgart am Meer“ bringen das nasse Element in die Stuttgarter Stadtmitte.

schulen Stuttgarts Projekte, Entwürfe etc. in Ausstellungen, Präsentationsabenden und Diskussionsveranstaltungen vor.

Dabei kommt dem Museum eine Art kuratorische Rolle in der Öffnung des musealen Raumes zu. Die Entscheidung, wer, wann und auf welche Weise städtebauliche Position im Museum beziehen und damit gesellschaftliche Legitimität für sich beanspruchen kann, obliegt allein dem Museum. Das Museum bezieht

damit in den oft umstrittenen städtebaulichen Fragen nicht selbst Position, sondern gibt dem Diskurs öffentlichen Raum. Über die Jahre hinweg konnte sich das StadtPalais – Museum für Stuttgart auf diese Weise zu demjenigen Ort in Stuttgart entwickeln, an dem städtebauliche Fragen vorzugsweise debattiert werden.

Die Stadtbauakademie

Die gemeinsam mit der Wüstenrot Stiftung gegründete Stadtbauakademie ist ein Kompetenzzentrum für baukulturelle Bildung. Sie führt neue, innovative Formate der baukulturellen Bildung für und mit Kindern, Familien, Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch. Alle Angebote widmen sich ausgewählten Themen der Architektur und der Stadtplanung und bestehen aus einem theoretischen Input und praktischen Aktivitäten. Ziel ist es, junge Menschen für eine zukunftsweisende und nachhaltige Gestaltung des öffentlichen und privaten Raumes zu begeistern.

Über die Jahre hinweg wurden verschiedene Formate von Bildungsangeboten entwickelt und umgesetzt, die sich auf jeweils unterschiedliche Art und Weise an Kinder und Jugendliche wandten.



Die jungen Teilnehmenden des Urban Future Labs diskutieren mit der Jury.

Ein sehr erfolgreicher Ansatz ist die Grundlagenvermittlung zur Stadtentwicklung im Rahmen von Schulprojekten, in denen unterrichtsbegleitend oder als Projektwoche, Schulkinder im Alter von acht bis vierzehn Jahren an Themen der Architektur und Stadtplanung herangeführt werden. Am Ende entsteht in einem „Stadtplanungsprozess“ ein gemeinsames Stadtquartier als Wimmelbild. Die Projekte finden in der Schule, im öffentlichen Raum, im Schulumfeld sowie im StadtPalais – Museum für Stuttgart statt.

Um auch Kinder und Jugendliche außerhalb der Schule im Familienverband anzusprechen, wurden sogenannte „Hausforschertage“ entwickelt, die bis heute einmal im Monat jeweils Samstag nachmittags im Museum stattfinden. Hier können Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren gemeinsam mit ihrer Familie Themen rund um Architektur und Stadtplanung, wie z. B. Gestaltung, Konstruktion oder Wohnformen, entdecken und ausprobieren. Dazu gehört das Anfertigen von Laternenhäusern, Schalendächern aus Gips oder Lebkuchengebäuden im Bauhausstil.

In wiederkehrenden Projekten beschäftigen sich die SpaceMaker – eine ehrenamtlich in ihrer Freizeit agierende Gruppe von Kindern und Jugendlichen – mit Themen wie Gestaltung öffentlicher Freiräume, Umnutzung von bestehenden Strukturen und Gebäuden oder urbaner Begrünung. Die Ideen dazu werden mit verschiedenen Materialien und Werkzeugen von den Jugendlichen direkt umgesetzt. So entstand eine Marmelbahn im Lapidarium oder auch begrünte Sitzmöbel, die durch die öffentlichen Räume der Stadt „wanderten“.

Sowohl an Kinder und Jugendliche im Klassenverband als auch außerhalb dessen wenden sich die Urban Future Labs. In einem Wettbewerb setzen die jungen Teilnehmenden ihre Ideen zum Stadtquartier der Zukunft in einem analogen oder digitalen Modell um. Zu verschiedenen Themen wie „Vertikal, Grün oder Smart – Anders leben im Stadtquartier der Zukunft“ oder „E-Mobil, Lufttaxi oder Seilbahn – Anders bewegen im Stadtquartier der Zukunft“ erhalten die Teilnehmenden eine kurze Einführung. Anschließend erarbeiten sie in Gruppen von mindestens drei

Kindern oder Jugendlichen ein Konzept für das Modell eines Stadtquartiers und ein erklärendes Video dazu. Eine fünfköpfige Jury bewertet alle Einreichungen und kürt die Siegerbeiträge. In einer Ausstellung im StadtPalais – Museum für Stuttgart werden alle Modelle der Öffentlichkeit präsentiert.

Die Zielgruppe der jungen Erwachsenen nehmen Stadtspaziergänge mit Expertinnen und Experten aus Verwaltung, Stadtplanung und Architektur in den Blick. Durch praxisrelevante Themen für junge Menschen, wie z. B. „New Work“ oder „Fahrradstadt“ entsteht eine hohe Identifikation mit den Zukunftsfragen. Der intensive Austausch mit Expertinnen und Experten gibt tiefere Einblicke in die Entwicklungen der Stadt und zeigt auf, wie sich jeder Einzelne für seine eigenen Interessen in der Stadt einsetzen und beteiligen kann.

Mit Veränderungswillen in die Zukunft

Die nun mittlerweile mehr als fünfjährige Auseinandersetzung mit der Zukunft Stuttgarts als zentraler Teil der Museumsarbeit hat vor allem eines gezeigt: Es gibt keine Patentrezepte im musealen Umgang mit dem Kommenden. Immer wieder müssen Ansätze, Angebote und Strategien aktualisiert, diskutiert und verändert werden, um in die Gesellschaft hineinzuwirken, Impulse zu geben und Menschen zu erreichen. Die museale Auseinandersetzung mit der Zukunft wird zum nie endenden Prozess, den es aktiv und agil zu gestalten gilt. Dies gilt aber nicht nur für das permanente Hinterfragen des eigenen Handelns, sondern auch für das museale Agieren in der Gesellschaft. Das Museum muss eine aktive, authentische Rolle in der Gesellschaft einnehmen, um sich Vertrauen und Wertschätzung der gesellschaftlichen Akteure zu erarbeiten. Die verschiedenen Akteure der Stadtentwicklung brauchen ebenso Vertrauen, um mit eigenen Ideen für Ausstellungen, Diskussionen und Vorträge auf das Museum zuzugehen. Dasselbe gilt auch für die Lehrerinnen und Lehrer der Klassen, die Angebote der Stadtbauakademie in Anspruch nehmen. Allein darauf zu warten, dass die gesellschaftlichen Akteure auf das Museum zukommen, um Fragen der Zukunft zu

diskutieren, scheint mit Blick auf die Erfahrungen der letzten fünf Jahre wenig zielführend. Ein Museum kann nicht einfach per Konzept für sich beanspruchen, Fragen der Zukunft identitätsstiftend zu diskutieren, sondern muss sich diese gesellschaftliche Rolle erst nach und nach aktiv erarbeiten.

Das StadtPalais – Museum für Stuttgart ist in den letzten Jahren genau diesen Weg der Aktivität und Agilität gegangen und konnte sich als Ort etablieren, an dem Fragen der Zukunft diskutiert werden. Mit der Konzentration auf die Sommerfestivals, dem Museum als Diskursraum von Stadtentwicklungsprozessen und mit der Stadtbauakademie konnten drei unterschiedliche Ansätze erarbeitet werden, die in den letzten Jahren gesellschaftlichen Eindruck hinterlassen haben. Es gelang tatsächlich, mit dem eigenen musealen Handeln bzw. Raum-Geben Diskurse über die Zukunft der Stadt anzuregen, diese zu bereichern oder gar zu verändern. Dass dies auch in Zukunft gelingen kann, ist eine Frage der eigenen Bereitschaft zu Reflexion und Agilität. Oder anders formuliert: Auf „gesellschaftlichen Lorbeeren“ kann man sich nicht ausruhen.

Ein Museum in der Lausitz neu denken

Textilmuseum Forst und Fachhochschule Potsdam weben gemeinsam an der Zukunft

Jörn Brunotte und Silvia Knüppel



Titelbild der Gesamtkonzeption des Brandenburgischen Textilmuseums Forst (Lausitz)

Das Brandenburgische Textilmuseum Forst (Lausitz) befindet sich zurzeit in einem grundlegenden Umgestaltungsprozess. Das Haus wird seit Oktober 2021 komplett umgebaut. Es entsteht ein neuer Gebäudeteil mit dem neuen Eingang und Kassenbereich sowie dem ersten Ausstellungsraum. Die alten Fabrikgebäude der früheren Tuchfabrik werden denkmalgerecht saniert. Verbunden mit dem Umbau, geht auch eine programmatische Neuaufstellung einher.

Die neue Dauerausstellung wird nicht mehr wie bisher den Fokus allein auf die Geschichte der lokalen Textilindustrie legen, sondern auch die Entwicklungschancen für die Stadt- und Regionalentwicklung in der Lausitz und den Wandel der Region aufzeigen. Zentrale Bereiche der Ausstellung werden die Textilindustrie, der Kohleabbau und, damit einhergehend, der Wandel



Das neue Museum in Forst wird bereits intensiv beworben.

der Infrastruktur sein. Die Darstellung umfasst die Stadt und die Region vom 19. Jahrhundert bis heute – und wagt sogar einen Blick in die Zukunft! Die Neueröffnung des Museums ist für Oktober 2025 geplant.

Im letzten Jahr wurde vom Team des Museums eine Gesamtkonzeption entwickelt, die als inhaltlicher Kompass für die nächsten Jahre dient. Entstanden ist diese Konzeption unter Einbeziehung von Teilen der Stadtgesellschaft, der Stadtverordneten, des Museumsvereins der Stadt Forst (Lausitz) e. V., der Stadtverwaltung, des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e. V. und externer Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler. Im Mai 2023 wurde die Gesamtkonzeption offiziell von der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Forst (Lausitz) einstimmig angenommen und damit die übergreifende Leitlinie des

Museums festgeschrieben. Die wichtigsten Punkte der Konzeption sind die folgenden:

- Das neue Museum in Forst (Lausitz) ist ein Industriemuseum mit textilem Schwerpunkt und lenkt den Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
- Der Strukturwandel in der Region ist ein zentraler Punkt in der Arbeit des neuen Museums.
- Die Dauerausstellung bringt den Besucherinnen und Besuchern die Industrialisierung und den Strukturwandel in der Stadt Forst (Lausitz) und in der Region im geschichtlichen Kontext näher.
- In der neuen Dauerausstellung kommen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu Wort. Im neuen Museum spielen Biografien eine herausragende Rolle.
- Das neue Museum wirkt identitätsstiftend für die Stadt Forst (Lausitz) und die Region durch Ausstellungen und Veranstaltungen.
- Das neue Museum berücksichtigt die Identität des gemeinsamen europäischen Erbes im deutsch-polnischen Grenzraum und im sorbisch/wendischen Kulturraum.
- Das neue Museum bietet eine lebendige, regionalgeschichtliche Plattform, welche die Aufarbeitung der Orts- und Regionalgeschichte fördert.

Eines der erklärten Ziele des neu gestalteten Museums ist, die kulturelle Identität der Region zu stärken und das touristische Angebot in der Lausitz zu erweitern. Indem es die Geschichte der Textilindustrie, der Braunkohle und als Besonderheit die Geschichte der Forster Stadteisenbahn in der neuen Dauerausstellung illustriert, schafft es ein Bewusstsein für die historischen Wurzeln der Region. Einwohnerinnen und Einwohner sowie Gäste der Stadt können die Geschichte hautnah erleben und somit ein tieferes Verständnis für die Lausitz entwickeln. Dies kann zu einem Anstieg der Besuchszahlen führen und den Tourismussektor in der Region ankurbeln. Das neue Brandenburgische Textilmuseum wird damit auch einen positiven Einfluss auf die Stadt- und Regionalentwicklung haben: Als Ort des sozialen Austausches, der regionalen Identitätsstiftung und der Förderung des Tourismus kann das Museum dazu beitragen, die Attraktivität der Region zu steigern und junge Menschen dazu ermutigen, in der Lausitz zu bleiben oder dorthin zurückzukehren. Das Museum kann auch als Impulsgeber für weitere kulturelle und soziale Projekte dienen und somit die Entwicklung der Stadt und der gesamten Region vorantreiben.

Das Museum als Zukunftslabor – Identität braucht Zukunft

In der neuen Dauerausstellung wird der Schwerpunkt auf der Zeit von 1800 bis heute liegen. Archive (Vergangenheit) und Labore (Zukunft) werden die Besucherinnen und Besucher mit Themen außerhalb der zentralen Leitthemen der Ausstellung vertraut machen. Für die Menschen in der Region sind Archiv und Zukunftslabor aufgrund ihrer historischen und aktuellen Bedeutung interessant und bedeutend. Sie dürfen in einem Regionalmuseum nicht fehlen. Sie sind unverzichtbare Ergänzungen, um den Wandel von Stadt und Region zu erfassen.

Insbesondere die Zukunftslabore bieten dem Museum die Möglichkeit, Hintergründe zum aktuellen Wandel der Region zu präsentieren und Impulse zu geben: Dazu gehören Analysen, Hochrechnungen, Positionen zu noch gänzlich unbeantworteten Fragen (zum Beispiel: Wie geht es weiter mit der Mobilität? Wie sieht die Energie der Zukunft aus?), bereits veröffentlichte, aber noch nicht politisch fixierte Konzepte, Sonderworten, Visionen, Träume, Provokationen.

In der Präsentation werden Archive und Labore (eher medial gestaltet) und bieten für Interessierte vertiefende Inhalte. Besucherinnen und Besucher erhalten dabei die Möglichkeit, sich vor Ort (oder auch offen im Netz) schriftlich zu äußern. Für die Labore gilt: Neue Erkenntnisse können leicht in die Sammlung bzw. die Ausstellung eingepflegt werden. Räumlich befinden sie sich außerhalb der Erzähllinie der Dauerausstellung. Es wird ein wiedererkennbares Format entwickelt, das sich von der übrigen Dauerausstellung absetzt.



Historische Stadtsicht von Forst, im Vordergrund die Gebäude der Textilfabrik Noack, in denen sich heute das Brandenburgische Textilmuseum befindet.

Kooperation mit der Fachhochschule Potsdam – die konkrete Zukunft der Textilien

Die Kooperation des Brandenburgischen Textilmuseums mit dem Fachbereich Design der Fachhochschule Potsdam (FHP) schlägt eine Brücke zwischen historischen und zeitgenössischen textilen Arbeiten. Mit diesem Blick auf Vergangenheit und Zukunft wollen die Fachhochschule und das Museum gemeinsam Projekte in Forschung und Lehre initiieren.

Die Schnittstelle der Kooperation an der Fachhochschule Potsdam ist das Textillabor, genannt „Tex Lab“, des Fachbereichs Design. Hier werden die Technologien Nähen, Sticken, Weben, Stricken und Tuften vermittelt, welche in Entwürfen angewandt oder in Form von Materialentwicklungen vertieft werden. Um textile Produkte mit nachhaltigen Materialkreisläufen zu gestalten, ist das Wissen über textile Prozesse und Faserkunde essenziell. Betreut wird das Lab von Silvia Knüppel, Professorin für Produktdesign an der FHP, und ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiterin Samira Akhavan. Die Ausstattung des Labs umfasst unter anderem Handstrickmaschinen, Schaftwebstühle, eine Stickmaschine und industrielle Nähmaschinen.

Als ehemalige Produktionsstätte des früheren Textilstandorts Lausitz können im Museum die Produktionsabläufe der textilen Prozesskette erlebt werden. Damit stellt das Museum eine spannende Ergänzung für die Lernerfahrung der Studierenden der FHP

dar und bietet wichtige Einblicke in industrielle Abläufe der Textilwirtschaft. Die textile Ausstattung des Museums umfasst Krempel, Spinn- und Zwirnmaschinen, Selfaktoren und verschiedene Webstühle. Im Rahmen der Kooperation kann diese maschinelle Infrastruktur als Erweiterung des Tex Labs verstanden werden.

Workshops von Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern für Studierende der FHP zu Themen wie Arbeiten an traditionellen Webstühlen, Materialkreisläufe, Faserkunde oder der Weiterverarbeitung von eigens gestalteten Garnen werden einen Teil einer gemeinsamen, vernetzten Bildungsarbeit des Museums und der FHP bilden. Auf der anderen Seite können die Studierenden der Fachhochschule auch selbst Workshops für Schülerinnen und Schüler anleiten und zum Beispiel die Bedeutung und das Potenzial von textilen Handwerkstechniken und Textilien im Kontext von Nachhaltigkeit vermitteln.

Ein weiterer zentraler Teil der Zusammenarbeit von Museum und FHP betrifft den Bereich der Ausstellung. Zum einen wird die Fachhochschule textile studentische Arbeiten in die permanente Sammlung des Museums einbringen, um damit den Museumsbesucherinnen und -besuchern einen Ausblick auf die „textile Zukunft“ zu ermöglichen. Zum anderen werden von der Hochschule in regelmäßigen Abständen temporäre Sonderausstellungen gestaltet, womit das Museum der Fachhochschule Potsdam eine öffentlichkeitswirksame Bühne bietet.



„Drei zu Ein(s)heit“, textiles Designprojekt von Alexandra Hendel, Sara Marie Was und Janina Bartmann, FH Potsdam



„REPLICA“ von Lena Ringel, Fachbereich Design der FH Potsdam

Blick zurück und nach vorn

Insgesamt hat das Brandenburgische Textilmuseum Forst (Lausitz) das Potenzial, nicht nur ein Ort der Geschichte und Kultur zu sein, sondern auch im Hinblick auf Textildesign und -produktion neue Perspektiven zu eröffnen und Zukunftsszenarien zu diskutieren. Mit vielfältigen kulturellen Angeboten, dem Anspruch, zur Stärkung der regionalen Identität beizutragen, der gezielten Förderung von Bildung und Forschung sowie der allgemeinen Steigerung der Attraktivität der Region möchte das Museum einen nachhaltigen Beitrag zur Entwicklung nicht nur der Stadt Forst, sondern auch der Lausitz leisten.



Flecht Mal! Projekt von Andrey Aksenov und Maximilian Dohr, FH Potsdam



Urbane Authentizität

Umgang mit Bauerbe in Berlin-Brandenburg

Daniel Hadwiger



Großgaststätte
Ahornblatt, Berlin (Ost)
1973

Was gilt als echt, ursprünglich und authentisch für eine Stadt? Sind es historische Kirchen, barocke Schlösser oder vielmehr moderne Großwohnsiedlungen und Grünanlagen? An welche Epoche soll in einer Stadt erinnert werden? Welche Objekte für eine Stadtgesellschaft als authentisch und als erhaltenswert gelten, ist abhängig von der jeweiligen Perspektive der Betrachtenden. Je nach ästhetischen, politischen oder kulturellen Faktoren sind es unterschiedliche Objekte, welche glaubwürdig die städtische Geschichte und Gegenwart zu repräsentieren scheinen.

Das Forschungsprojekt „Urban Authenticity“ untersucht, was in urbanen Räumen in Polen, der DDR, der Bundesrepublik und Frankreich seit den 1970er-Jahren als authentisch wahrgenommen wurde. Das Projekt wird seit 2020 vom Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS) in Erkner in Zusammenarbeit mit dem Museumsverband des Landes Brandenburg e. V., dem Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF), dem Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung und dem Leibniz-Institut für Zeitgeschichte München-Berlin durchgeführt. Im Folgenden sollen der Ansatz der „urbanen Authentizität“ und erste Ergebnisse in Form von zwei Webpräsentationen zu Orten in Brandenburg und Berlin vorgestellt werden.

Eine neue Sicht auf Stadtgeschichte: urbane Authentizität

Die Frage, was an einem Ort als authentisch gilt, ist Teil größerer Debatten um Identität und Erinnerung, frei nach dem Motto: „Sag mir, was du in deiner Stadt erhalten willst, und ich sage dir, wer du bist.“ Als Authentisierung werden allgemein „Diskurse und Praktiken begriffen, die im Rahmen eines bestehenden wissenschaftlichen, denkmalpflegerischen, aber auch stadtgesellschaftlichen Wertekanons bestimmte Objekte als bedeutend einstufen und als bewahrenswürdig identifizieren“¹. Die Objekte, wie Gebäude und Stadtstrukturen, oder Praktiken sollten glaubwürdig die jeweiligen historischen Sachverhalte repräsentieren. Dabei ist es nicht relevant, ob das Objekt tatsächlich ein historisches Original ist. Entscheidend ist, ob ein Objekt für echt gehalten wird.

Zudem ist die Erhaltung eines Bauwerks oder eines Stadtviertels immer auch Ausdruck einer subjektiven Auswahl. Sie spiegelt zeitgenössische Debatten über die Frage, welchen Wert eine Stadtgesellschaft bestimmten Vierteln und Epochen zuordnet. Das ausgewählte Bauerbe soll glaubwürdig eine Vergangenheit repräsentieren, die für den städtischen Raum

als identitätsstiftend und daher als erhaltenswert gilt. Auch kann das materielle Bauerbe selbst „nonkonform und unbequem“² für die Gegenwart sein und an verdrängte, unverständliche und komplexe Sachverhalte erinnern. Nicht zuletzt gelten auch Bilder und Narrationen als ein wichtiger Bestandteil städtischer historischer Authentizität.

Die Analyse von Authentisierungsprozessen erlaubt so einen Einblick in Debatten um Zugehörigkeit und Identität einer Stadtgesellschaft. Welche Epoche wurde in Wert gesetzt und galt deshalb als erinnerungswürdig? Welche Bevölkerungsgruppen setzten sich für den Abriss oder für die Bewahrung welchen Bauerbes ein? Akteure wie Kommunen und Denkmalämter, aber auch Bürgerinitiativen und Tourismusverbände tragen durch Diskurse und Bilder zur Authentisierung von Objekten bei. Debatten um historische Authentizität werden im Besonderen seit den 1960er-Jahren im Bereich des Denkmalschutzes geführt, muss doch seit 1977 die Authentizität eines Objekts nachgewiesen werden, um in das UNESCO-Weltkulturerbe aufgenommen zu werden³.

Webseite zum Bau- und Naturerbe in Berlin und Brandenburg

In enger Zusammenarbeit mit dem Museumsverband Brandenburg entstanden zwei Internetangebote, die Authentisierungsprozesse mit einem Fokus auf die Region Berlin-Brandenburg seit den 1970er-Jahren aufzuzeigen suchten.

Die Online-Ausstellung „Geliebt, umstritten, verloren, wiederentdeckt“ des Museumsverbandes Brandenburg zeigt den Umgang mit Bau- und Naturerbe anhand von 26 Orten in Brandenburg auf.⁴ Eine Webseite des IRS „urban-authenticity“ integrierte die Beispiele des Museumsverbandes und fügte weitere Beispiele aus europäischen Städten mit einem Schwerpunkt auf der Region Berlin-Brandenburg hinzu.⁵ Sie zeigt anhand von 54 Orten, wie seit den 1970er-Jahren die gebaute Umwelt als „authentisch“ konstruiert, diskutiert und wahrgenommen wird. Es wird hinterfragt, wie Objekte wie das Brandenburger Tor in Berlin oder das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg überregional sichtbar wurden, wie die Altstadt in Jüterbog und der Alte Markt in Potsdam umgestaltet wurden, welche Debatten um den Neubau des Humboldt Forums in Berlin und des Platzes der Solidarität/Plac Solidarności in Szczecin geführt wurden oder wie es zum Abriss von Wahrzeichen wie der Schwebebrücke/Pont transbordeur in Marseille oder der Großgaststätte Ahornblatt in Berlin kam. Unterschiedliche Prozesse der Authentisierung können interaktiv

anhand einer Karte, durch Schlagworte oder Themen recherchiert werden.

Abriss einer Ikone? Die Geschichte der Großgaststätte Ahornblatt

Die Diskussion, was als authentisch gilt, wird besonders gut am Beispiel der ehemaligen Großgaststätte Ahornblatt deutlich.⁶ Die Großgaststätte Ahornblatt auf der Fischerinsel im Zentrum Berlins war von 1973 bis 1989 eine Großkantine für die umliegenden DDR-Ministerien und Schulen. Rasch wurde das „Ahornblatt“ aufgrund seiner Größe und ungewöhnlichen Dachform zu einer architektonischen Ikone.⁷ So wurde der Bau als Symbol der modernen DDR-Architektur 1973 auf einer Briefmarke abgedruckt.

Nach 1990 entfiel die Funktion der Gaststätte als Behördenkantine. Das Gebäude wurde bis 1995 unter dem Namen „Exit“ als Diskothek genutzt und 1997 vom Land Berlin an einen privaten Eigentümer verkauft. Obwohl das Gebäude 1995 den Denkmalstatus erhalten hatte, gab der Senat den Abriss 1999 frei. Im August 2000 wurde das Ahornblatt trotz Protesten aus der Stadtbevölkerung und der Fachwelt abgerissen. Heute erinnert vor Ort nichts mehr an das Gebäude. Sichtbar ist eine austauschbare Blockrandbebauung mit Hotel, Wohnungen und Büros.

Was gilt nun als authentisch für die Fischerinsel und für Berlin-Mitte? Der historische Stadtgrundriss ist mit der Blockrandbebauung wieder hergestellt worden, die Großgaststätte als markantes Wahrzeichen verschwunden. Was als typisch und authentisch für einen urbanen Raum gilt, verändert sich im Laufe der Jahrzehnte und ist je nach Akteur und Epoche unterschiedlich. In der Region Berlin-Brandenburg zeigt sich dies besonders deutlich im Umgang mit dem DDR-Bauerbe.

1 Vgl. Christoph Bernhardt, Achim Saupe, Martin Sabrow, Authentizität und Bauerbe. Transdisziplinäre Perspektiven, in: Dies. (Hg.), Gebaute Geschichte. Historische Authentizität im Stadtraum, Göttingen 2017, 14–15.

2 Vgl. Tino Mager, Schillernde Unschärfe. Der Begriff der Authentizität im architektonischen Erbe, Berlin 2016, 16.

3 Vgl. Achim Saupe, Authentizität, Version 3.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 25.8.2015, https://docupedia.de/zg/Saupe_authentizitaet_v3_de_2015 (15.11.2023).

4 https://themator.museum-digital.de/ausgabe/showthema.php?m_tid=1868&tid=1868 (15.11.2023)

5 Vgl. Webseite des IRS Erkner: <https://urban-authenticity.eu> (15.11.2023).

6 Vgl. Steckbrief Großgaststätte Ahornblatt, 2023, <https://urban-authenticity.eu/grossgaststaette-ahornblatt/> (15.11.2023).

7 Anne Wagner-Junker, Das Ahornblatt – ein Baukunstwerk der Moderne und seine Vernichtung, Berlin 2003.

Städtische Identität gestalten

Wissenschaft und Museen in Brandenburg

Elke Kimmel



Bleiverglastes Fenster aus der Bierstube im Haus der Kultur in Eberswalde, nach 1982. Eine Reihe der bleiverglasten Fenster setzte stilisierte Tiere des Waldes in den Mittelpunkt – wie hier einen Hirsch.

Gibt man die Begriffe „Wissenschaft“ und „Museum“ bei einer Online-Suchmaschine ein, so kommen Hunderte Treffer. Was angezeigt wird, lässt sich aber auf wenige Institutionen eingrenzen: auf die Museen, die Technik oder Naturwissenschaften im Fokus haben, wie das Naturkundemuseum und das Technikmuseum in Berlin oder das Deutsche Museum in München. Stadtmuseen – zumal solche außerhalb von Berlin und anderer Großstädte – finden sich nicht. Auf der Ebene der kleineren Häuser scheint Wissenschaft kaum stattzufinden. Eine Ursache dafür ist sicherlich,

dass der Wissenschaftsbegriff häufig auf die Naturwissenschaften eingeengt wird – eine andere aber mag darin liegen, dass gerade kleinere Häuser das Potenzial, das in Bürgerwissenschaften oder Citizen Science steckt, noch zu wenig für sich nutzen. Es stellen sich also die Fragen: Wie kann Wissenschaft etwas fürs Museum und für die Stadt tun – und wie kann die Wissenschaft von der Stadtgesellschaft und von Museen profitieren?

In den Jahren 2021 und 2022 war der Museumsverband Brandenburg Projektpartner beim internationalen Forschungsprojekt „Urban Authenticity: Creating, Contesting, and Visualising the Built Heritage in European Cities since the 1970s“. Weitere Partner des von der Leibniz-Gemeinschaft geförderten Verbundprojekts waren das Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, das Leibniz-Institut für Zeitgeschichte München, das Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung in Erkner sowie das Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg.

Beim Teilprojekt des Museumsverbands ging es darum, in brandenburgischen Städten Orte ausfindig zu machen, die für die jeweilige städtische Identität stehen. Das konnten Gebäude, Stadtviertel oder geografische Räume sein. Es galt auszuloten, welchen „Abdruck“ diese Orte in den Sammlungen der jeweiligen Museen hinterlassen haben. Mit diesen Objekten sollte eine Online-Ausstellung zu den Städten und ihren authentischen Orten kuratiert werden. Dabei war ausdrücklich nicht beabsichtigt, nur die touristischen Highlights zusammenzutragen. Wichtig war vielmehr das Aufzeigen urbaner Aushandlungsprozesse um die Gestaltung des Stadtraums. Zudem sollten Orte sichtbar gemacht werden, die möglicherweise für Tourist*innen eher sekundär sind, nicht aber für die Menschen, die in den Städten leb(t)en. Das konnten Orte sein, welche die Bürger*innen der Stadt auf die eine oder andere Art zur Auseinandersetzung anregten – sei es nun, dass mit ihnen besonders angenehme oder auch unangenehme Erinnerungen verbunden sind oder waren, sei es, dass ein Ort nicht mehr oder noch nicht existierte, sei es auch, dass ein Ort mehr oder weniger unverzichtbar zum Tagesablauf vieler Bürger*innen gehörte.

Ich war als Projektmitarbeiterin mit der Ansprache der Museen und den weiterführenden Recherchen betraut. Im Sommer vor zwei Jahren bin ich kreuz und quer durch das Land Brandenburg gereist und habe mit verschiedenen Leiterinnen und Leitern von Brandenburger Stadtmuseen gesprochen. Fast alle waren sehr angetan von der Möglichkeit, ihre Sammlungen bzw. einzelne Objekte daraus einmal in einem anderen als dem gewohnten Kontext von Stadtgeschichte zu präsentieren. Insgesamt haben sich 14 Städte mit 28 authentischen Orten beteiligt und das Projekt nach Kräften unterstützt.

Stellvertretend für die Gesamtauswahl stelle ich hier drei Orte in drei Städten vor, von denen ich hoffe, dass diese besonders deutlich machen, was Wissenschaft für Museen und darüber hinaus für die städtischen Gesellschaften bedeuten kann.

Beispiel 1: Ein Ort, den es nicht mehr gibt – das Haus der Kultur in Eberswalde

Das Kulturhaus in Eberswalde war ein Ort, an dem sich Ende der 1980er-Jahre weit über 100.000 Besucher*innen jährlich trafen, um Kunstausstellungen, Tanz- und Discoververanstaltungen sowie politische Empfänge zu besuchen. 1991, nach der „Wende“, übernahm der Kaufhauskonzern Neckermann große Teile des Hauses und nutzte sie bis 2008. Nachdem der Verkauf des Gebäudes an einen neuen Investor misslang, wurde das Haus 2011 abgerissen.

Obschon allein die Zahl der Besucher*innen nahelegt, dass theoretisch fast alle Bürger*innen aus Eberswalde mindestens einmal im Haus der Kultur gewesen sein müssen, finden sich bislang vergleichsweise wenige Objekte aus seiner Geschichte in den Sammlungen des Eberswalder Stadtmuseums. Diese aber sind durchaus bemerkenswert: Es handelt sich um den (fast) kompletten Satz von eigens für die Bierstube im Haus angefertigten, bleiverglasten Fensterscheiben mit Jagdmotiven. Des Weiteren haben sich einige wenige Fotos überliefert, die unter anderem die Gestaltung der Diskothek „Las Vegas“ im Erdgeschoss belegen. Weitere Objekte sind bis heute ein Desiderat.



2011 wurde das seit langem leerstehende ehemalige Kulturhaus Eberswalde abgerissen.

Das Kulturhaus Eberswalde eignet sich deshalb besonders gut als Beispiel, weil es in vielen Städten Brandenburgs ähnliche Geschichten gibt. Im Rahmen des Projektes haben wir etwa auch jene des „Kulturhauses der Arbeiter des Atomkraftwerks“ in Rheinsberg vorgestellt. Andere Kulturhäuser haben bis heute überlebt oder sind gar aufwendig saniert worden. Für das Projekt ist aber eher bedeutsam, ob und wie sich die unbestrittene Popularität dieser Häuser in den städtischen Museumssammlungen widerspiegelt. Das Projekt „Urban Authenticity“ hat dabei Fehlstellen offengelegt, deren Beseitigung dringend geboten ist. Im Falle von Eberswalde hat es dazu geführt, die Sammlungen des Museums erstmals auf solche Objekte hin zu inspizieren – die oben angesprochenen Fenster gerieten in diesem Kontext in den Blick und ihre Provenienz wurde recherchiert. Das Museum Eberswalde ist nun gezielt auf der Suche nach weiteren Objekten und sammelt darüber hinaus Geschichten und Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Kulturhaus, dessen Abriss durchaus umstritten war.



Werbematerialien der Prenzlauer Bürgerinitiative gegen die Bebauung des Marktbergs mit einem großen Einkaufszentrum. Die Initiative war erfolgreich, das Bauprojekt wurde 2008 abgesagt.

Ein Ort, um den gerungen wird: Marienkirche und Marktberg in Prenzlau

Die mittelalterliche Marienkirche dominierte die Silhouette Prenzlau über Jahrhunderte – bis zum April 1945. Beim Vormarsch der sowjetischen Truppen wurden die Kirche und die angrenzenden Gebäude stark zerstört. Bis auf die Kirche entschieden sich die Verantwortlichen für den Abriss der historischen Bausubstanz am Marktberg. Der entstandene Platz bot nun Raum für politische Aufmärsche, später entstanden hier Häuser in Plattenbauweise, die für Wohnungen, Gastronomie und Handel genutzt wurden. Der Wiederaufbau der Marienkirche begann 1970 und dauerte 50 Jahre. 2007, noch während des Wiederaufbaus der historischen Kirche, wurden die in den 1980er-Jahren errichteten Plattenbauten abgerissen: An dieser Stelle sollte ein großes Einkaufszentrum entstehen – aber die Bürger*innen setzten sich mit ihrer Ablehnung dieses Planes durch. Übergangsweise wurde der Marktplatz in Verbindung mit der Teilnahme an der „Entente Florale“ 2009 begründet, bevor von 2011 bis 2013 Pavillons errichtet wurden – eine bewusst temporäre Lösung.



Lange bevor das erste Wasser in den aufgelassenen Tagebau gelassen wurde, begründeten die Initiatoren 2006 die „OstSee-Festspiele“. Der gesamte Prozess der Entstehung des Ostsees wird mit Aussichtsplattformen, Webcams und Internetseiten publikumswirksam gestaltet. Der See und die angrenzenden Stadtquartiere entwickeln sich in Echtzeit, immer begleitet von Werbe- und Marketingaktionen.

Dieses Beispiel ist deshalb besonders dafür geeignet, den Prozess urbaner Authentisierung aufzuzeigen, weil es – ähnlich wie zum Beispiel der Neustädtische Markt in Brandenburg an der Havel – belegt, wie viel bürgerschaftliches Engagement bewirken kann. In den Sammlungen des Museums im Dominikanerkloster in Prenzlau haben sich Objekte aus den vergangenen 100 Jahren der Geschichte um Marienkirche und Marktberg erhalten, auch solche, die auf den ersten Blick vielleicht nicht bewahrenswert schienen.

Beispiel 3: Ein Ort, den es noch nicht gibt: der Cottbuser Ostsee

Cottbus ist, wie die Lausitz insgesamt, vom Braunkohletagebau gezeichnet. Unweit der Stadt befand sich der Tagebau Cottbus Nord, der zwischen 1975 und 1982 erschlossen wurde. Ihm fielen die Orte Tranitz, Groß Lieskow, Klein Lieskow und Lacoma sowie Teile

von Schlichow zum Opfer. 20 Jahre nach Schließung dieses Tagebaus begannen die Planungen für den Ostsee und mit der Errichtung der ersten Bauten wurde 2006 auch erstmals das „Ostseefest“ gefeiert. Seit 2020 finden jährliche Ostseesportspiele statt. Die Flutung des Tagebaus begann im April 2019 – ein umstrittener Vorgang, da das dafür notwendige Wasser aus der Spree abgezweigt werden muss. Bis Mitte der 2020er Jahre soll der See vollständig gefüllt sein, seine Oberfläche beträgt dann 19 Quadratkilometer. Das Areal soll durch eine Seilbahn mit dem Bahnhof verbunden werden. Am See wird zudem ein neues Siedlungsgebiet entstehen.

In den Sammlungen des Cottbuser Stadtmuseums befinden sich nicht nur Erinnerungsstücke an die Ortschaften, die dem Braunkohletagebau geopfert wurden. Einzelne Sammlungsobjekte authentisieren zudem einen Ort, den es zum Zeitpunkt des Projektes noch gar nicht gibt – und der nichtsdestotrotz durch Visualisierungen greifbar scheint. In ähnlicher Weise dokumentieren Planungsentwürfe die Zukunft von Orten wie jene des Schlosses Genzrode bei Neuruppin und des Mühlenfließes in Beelitz.

Und jetzt?

Wie diese drei Beispiele verdeutlichen, gab es sehr heterogene Antworten auf die Ausgangsfrage: Welche Orte werden als authentisch gesehen? Und vielfach, so schien es dem Projektteam beim Museumsverband Brandenburg, waren wir auf Prozesse der Authentisierung gestoßen, die noch längst nicht abgeschlossen waren. Andernorts war dies der Fall, aber es spiegelte sich nicht in den Sammlungen der städtischen Museen wider. Der Anspruch an die Online-Ausstellung war also, diesen prozessualen Charakter angemessen darzustellen. Wir haben uns aus diesen Gründen für die offene Form eines lebendigen Archivs entschieden: Ein Archiv, das einerseits die Prozesse anschaulich dokumentiert, die wir bislang recherchiert hatten und andererseits weitere Museen in Brandenburg dazu ermuntert, ihrerseits authentische Orte hinzuzufügen oder Informationen und Objekte zu den bereits präsentierten Orten zu ergänzen. Idealerweise ist ein solches Archiv authentischer Orte in Brandenburg zugleich Anlaufstelle für Museen und interessierte Bürger*innen.

Fazit und Ausblick

Zurück zum Ausgangspunkt: Wie kann Wissenschaft etwas fürs Museum und für die Stadt tun – und wie kann die Wissenschaft von der Stadtgesellschaft und von Museen profitieren? Das vom Museumsverband

Brandenburg betreute Teilprojekt „Urban Authenticity“ hat einige Perspektiven aufzeigen können, wie Museen Wissenschaft für ihre Belange aktivieren können. Sie können Forschungsprojekte dazu nutzen, ihre Beziehungen zu den jeweiligen Stadtgesellschaften zu intensivieren und sie können sich selbst als Foren für Diskussionen innerhalb der städtischen Gesellschaft etablieren. Damit können Museen wieder, oder wieder verstärkt, wichtige Akteure der Stadtgesellschaft werden – und ihre Relevanz für die Identität der Stadtgesellschaften würde wachsen. Außerdem können (und sollten) Museen solche städtischen Diskurse soweit wie möglich dokumentieren und damit ihre Sammlungen bereichern und aktualisieren.

Zugleich – und das finde ich fast noch wichtiger – können Projekte wie „Urban Authenticity“ auf dem Umweg über die städtischen Museen dazu beitragen, wissenschaftlich-theoretische Kontexte zurück zu denen zu bringen, die in der Stadtgesellschaft aktiv sind. Damit würde Citizen Science, also Bürgerwissenschaft, die im Bereich von naturwissenschaftlichen Museen schon lange praktiziert wird, auch im Bereich der kulturhistorischen Museen alltäglich(er) werden. Wissenschaftliche Forschung könnte über die städtischen Museen als „Verstärker“ Impulse in die städtische Gesellschaft geben und die Stadtgesellschaften im Gegenzug stärker an ihre Museen binden. Die Geschichts- und Sozialwissenschaften würden ihrerseits davon profitieren, weil ihre gesellschaftliche Relevanz individuell erfahrbarer wird. Sie können dazu beitragen, dass Prozesse vor Ort besser verstanden werden und können im besten Fall auch dazu führen, dass städtische Gesellschaften sich für den Erhalt von der Vernichtung bedrohter, authentischer Orte einsetzen. Gerade in Zeiten, in denen sich viele Menschen als macht- und einflusslos wahrnehmen und deshalb von demokratischen Lösungen abwenden, könnte dies ein nicht zu unterschätzender Impuls sein.

Dass es dazu nicht nur der projektbezogenen Unterstützung durch den Museumsverband bedarf, sondern längerfristiger Perspektiven für Museen und deren Mitarbeiter*innen, versteht sich fast von selbst.

Auf den Platz, fertig, los! Vom Platz der Jugend in die Zukunft

Andrea Wieloch



Einladung an diverse Akteursgruppen: eigene Fragen und Praktiken im Umgang mit den Beständen des Museums Utopie & Alltag

Treffpunkt Museum Utopie und Alltag

Das Museum Utopie und Alltag vereint das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt und das Kunstarchiv Beeskow. Mit 170.000 Objekten der Alltagskultur und 18.500 Werken der bildenden und angewandten Kunst sowie des Laienschaffens bewahrt es einen in seinem Umfang und in seiner Zusammensetzung außergewöhnlichen Bestand zur Kulturgeschichte der DDR. Am Standort Eisenhüttenstadt ist zudem architektonisches und städtebauliches Kulturerbe erlebbar. Die als „erste sozialistische Stadt“ der DDR konzipierte Planstadt ist heute das größte zusammenhängende Flächen-denkmals Deutschlands.

Angesichts der thematischen Dichte dieses Dreiklangs von Alltagskultur, Kunst und Architektur und der stetigen Verknüpfung historischer Bestände mit gegenwärtigen Themen und Zukunftsfragen hat sich das Museum zu einem Ort entwickelt, an dem sich Gesellschaftsentwürfe und Transformationsprozesse präzise und umfassend beschreiben und diskutieren lassen – nicht allein von Fachexpert:innen, sondern im Austausch mit der Gesamtheit der Gäste. Im Museum Utopie und Alltag treffen sich jährlich bis zu 10.000 Besuchende. Dabei trifft Globales auf Lokales, Wissenschaft den Alltag und Alt auf Jung. Allein in den vergangenen sechs Monaten kamen Gäste aus rund 40 Nationen ins Haus.¹ Gleichwohl ist ein großer Teil der Besuchenden aus Berlin-Brandenburg. Wöchentlich erreichen das Museum Anfragen von Künstler:innen und Wissenschaftler:innen, für die das Haus mit seinen Beständen und ihrem besonderen Zustandekommen eine starke Anziehungskraft hat. Aber auch für Teamtage, Studienfahrten, Klassentreffen, Familien- und Schulausflüge ist das Museum eine beliebte Adresse.

Die alltagskulturelle Sammlung entstand durch einen Anfang der 1990er-Jahre gestarteten Aufruf an die Bürger:innen der ehemaligen DDR, einzubringen, was sie selbst für erinnerns- und bewahrenswert hielten. Was als Rettungsarchiv in einer Zeit größten Umbruchs begann, ist heute ein wichtiger Ort der Erinnerung, Forschung und des Dialogs. In ihrer Glaubwürdigkeit ist die Sammlung für eine breite Bevölkerung interessant,

welche das Haus besonders für die Dauerausstellung „Alltag DDR“ und die Vermittlungsformate besucht. Nicht selten entsteht hier ein Generationengespräch. Über zahlreiche Kooperationen, Wanderausstellungen, die sozialen Medien und die partizipative Plattform für Objektgeschichten „Museum Utopie und Alltag Digital“ entwickelt sich eine über den Standort hinausweisende vernetzte Erinnerungslandschaft.

Durchschnittlich fünf bis zehn Prozent der jährlichen Museumsbesucher:innen kommen aus Eisenhüttenstadt und der näheren Umgebung. Um die Relevanz bei dieser Zielgruppe zu steigern, setzt das Museum vermehrt auf Outreach-Aktivitäten, die stets in Akteursverbänden organisiert sind. Seit 2023 veranstaltet die Stadt regelmäßige Treffen der 33 lokalen Kulturvereine, die gemeinsam mit 57 Sportvereinen das Leben innerhalb der Stadt maßgeblich mitgestalten. Einer der Versammlungsorte dieser Treffen ist das Museum. Im persönlichen Austausch gelingt es, Bedarfe abzugleichen, Vertrauen aufzubauen und auf kurzem Weg gemeinsame Aktionen zu planen.

Historische Impulse für die heutige Stadtentwicklung

Zu den Themen, welche das Museum fortwährend beschäftigen, gehört der Strukturwandel der Städte, und immer wieder rückt dabei Eisenhüttenstadt selbst in den Fokus. Die Stadt wird seit einigen Jahren vermehrt von Architekturfans, Stadtentwickler:innen und Tourist:innen entdeckt. Anfang 2023 wurde sie von der Zeitschrift Geo Saison gar zu einem der Top-Reiseziele der Welt gewählt.² Das Museum Utopie und Alltag wurde dabei explizit als Grund für einen Besuch hervorgehoben. Die Synergien im Bereich Kulturtourismus liegen auf der Hand, doch auch innerstädtisch und im Verbund mit anderen Akteur:innen etabliert sich das Museum als öffentlicher Raum für Gespräche rund um die Stadtentwicklung.

2021 eröffnete mit großem Erfolg die Sonderausstellung „Ohne Ende Anfang. Zur Transformation der sozialistischen Stadt“. Im Gespräch mit Einwohner:innen und Gästen wurden u.a. Visionen für die Zukunft am



Projektflyer



Projektauftritt am Platz der Jugend: Arbeitseinsatz am 1. Mai 2023.



Schüler:innen beim Lebend-Schach in selbstgefertigten Kostümen.

Zentralen Platz gesucht. Dieser geografische Mittelpunkt der Stadt mit dem Rathaus an der Stirnseite wurde trotz großer Pläne — zu DDR-Zeiten wünschte man sich einen Monumentalbau nach sowjetischem Vorbild, nach der Wende stand ein Einkaufszentrum im Gespräch — bis heute nicht bebaut und löst als Parkplatz und Freifläche sein Potenzial nicht ein.

Es sind gerade die Wunden im Stadtraum, die Lost Places als Zeugen einer Utopie, welche sich nicht eingelöst hat, die die Stadtgesellschaft beschäftigen. Die Einordnung in historische Kontexte, die Arbeit mit Sachzeugnissen und Zeitzeug:innen bereichern das Gespräch und geben wichtige Impulse für die zukünftige Stadtentwicklung. Eisenhüttenstadt ist wie viele Kommunen von starker Schrumpfung betroffen. Von den zu Hochzeiten 53.000 Einwohner:innen (1988) hat sich die Zahl der hier lebenden Menschen auf 23.000 (2022) reduziert.³ Der Anteil der Bevölkerung über 65 Jahre beträgt rund 40 Prozent.⁴

Die Stadtplanung reagiert(e) mit Rückbau, der, auch wenn er sensibel gestaltet wird, ganzen Wohnkomplexen schrittweise die Lebensgrundlage entzieht.

Von wegen Lost Place: Auf den Platz, fertig, los!

So ergeht es auch dem Platz der Jugend, der rund 400 Meter vom Museum entfernt außerhalb des Stadtzentrums liegt. In den 1960er-Jahren im Stil der Moderne errichtet, bildet er das Zentrum des Wohnkomplexes V. Im Zuge der Stadtschrumpfung stehen die Gebäude im Umfeld des Platzes – Schule, Gaststätte und Einkaufspassage – seit vielen Jahren leer. Durch Vandalismus sind unter Denkmalschutz stehende Bauten und baubezogene Kunst zerstört worden. Teilweise unklare Eigentumsverhältnisse blockieren den Zugriff und eine konstruktive Entwicklung.

Als Stadtbrache und Zeitkapsel der Ostmoderne droht dem Platz das Vergessen. Gemeinsam mit dem Zentrum für Kunst und Urbanistik (ZK/U) und dem in Eisenhüttenstadt geborenen Architekten Martin Maleschka entstand die Idee, dem vermeintlichen Lost Place in einer umfangreichen Sommeraktion gemeinsam mit vielfältigen Akteur:innen der Stadtgesellschaft und Gästen von außerhalb wieder Leben einzuhauchen. Das Projekt unter dem Motto „Auf den Platz, fertig, los!“ fand im Rahmen des Themenjahres „Baukultur leben – Kulturland Brandenburg 2023“ statt und stand als Austragungsort des diesjährigen Kulturland-Festakts auch überregional im Fokus. Als Projektträger fungierte der Förderverein des Museums „Forum für Kulturerbe der DDR e. V.“, der sich auch intensiv in die organisatorische Abwicklung einbrachte. Das Museum steuerte die erforderlichen Eigenmittel bei.

Im Zentrum der gemeinsamen Aktivitäten stand die Frage: Welche Räume, Angebote und Kommunikationsformen braucht eine Stadt, damit vor allem die junge Generation gern in ihr lebt – damit sie bleibt, damit sie zurückkommt, damit sie ihre Stadt und ihre Zukunft gestalten kann? Zum Startschuss am 1. Mai befreiten rund 300 Einwohner:innen vom Kleinkind bis zur Rentnerin bei einem gemeinsamen Arbeitseinsatz den Platz von Pflanzen und Unrat, um buchstäblich Platz

zu schaffen für die kommenden Aktionen. Dieses erstaunliche Engagement ist vor allem dem Projektleiter Martin Maleschka zu verdanken, einem gut vernetzten, enthusiastischen langjährigen Dokumentaristen der DDR-Baukultur. Er besuchte auch die Schulen und lud Jugendliche erfolgreich zum Mitmachen ein. Zudem zeugt die hohe Beteiligung von der Relevanz des Stadtumbaus für die Bevölkerung und deren Willen, diesen aktiv mitzugestalten.

Jugend von früher trifft auf Jugend von heute

In der Folge traf bei rund 50 Veranstaltungen die Jugend von früher auf die Jugend von heute: Bei gemeinsamer Arbeit hoben sich scheinbare Gegensätze auf, etwa beim Bau temporärer Stadtmöbel oder einem Picknick der Soundkünstlerin Dina Boswank vor dem Wandbild „Entwicklung der menschlichen Gesellschaft“ von Friedrich Kracht an der ehemaligen Schule V. Weitere Workshops hatten den Umgang mit Stahl und Textilien zum Thema. Street Art spielte ebenfalls eine große Rolle, es wurden Mosaik gelegt und sogar ein zugeschütteter, als Schachfeld „getarnter“ Appellplatz freigelegt, der sogleich zum Austragungsort für Lebend-Schach-Spiele diente. Alle Aktivitäten wurden auf einem eigens eingerichteten Instagram-Account dokumentiert, der seit Mai mehr als 400 Follower gewinnen konnte. Die Kommunikation über Netzwerke und Soziale Medien entspricht dem Charakter des Projekts, vor allem in Bezug auf die jüngeren Zielgruppen.

Das Thema Baukultur verband alle Altersgruppen: Schüler:innen der Erich-Weinert-Grundschule stellten ein Malbuch mit Gebäuden und Straßenszenen aus dem Wohnkomplex V her. Schüler:innen der Sekundarstufe 1 der Gesamtschule gestalteten zusammen mit dem Club Marchwitza die alte Kaufhallenwand mit buntem Graffiti und Wünschen. Schüler:innen der 11. Klasse aus Beeskow und Eisenhüttenstadt machten den Platz im Rahmen der jährlichen Sommerschule von Museum und Förderverein zur Bühne für selbst entwickelten Rap, Tanz und Poesie. Erzählcafés und Interviewprojekte hatten das Ziel, die Nachbarschaft einzuladen, einander vor der eigenen Haustür zu begegnen und sich gemeinsam über eigene Erinne-

rungen, aber auch Wünsche an die Zukunft zu verständigen. Im Rahmen eines Projektes innerhalb des Stadtentdeckerprogramms der Brandenburgischen Architektenkammer unter der Leitung der Architekten Thomas Peters und Markus Tauber kamen Jugendliche und Anwohner:innen zusammen, um Ideen zur Wohnraumgestaltung in Plattenbauten auszutauschen. Unter dem Motto „Deins, Meins, Unseres“ wurde eine Modellwohnung in der Poststraße 54a gestaltet, die sich u.a. der ikonischen Montagemöbel der Deutschen Werkstätten (MDW) aus dem Museumsbestand bediente.⁵

An einer der Schulhofwände zog der Film IDEAL 50 (2008) von Gregor Bartsch und Marcus Grosze, der vom Aufbau Eisenhüttenstadts berichtet, Dutzende Zuschauer:innen in seinen Bann. Eine Outdoor-Ausstellung zur Geschichte am Platz der Jugend, die der Neu-Eisenhüttenstädter und Architekturfotograf Reinder Wijnveld und seine Mitstreiter mit Unterstützung des Stadtarchivs Eisenhüttenstadt realisierte sowie regelmäßige kostenfreie Stadt- und Wohngebietsführung und Musikveranstaltungen boten auch denen, die nicht selbst tätig werden wollten, einen Anlass vorbeizuschauen.

Das ehemalige Lehrschwimmbecken der Schule V etablierte sich über diesen Sommer als idealer Ort für Lesungen und Stadtgespräche: Die Journalistin und gebürtige Eisenhüttenstädterin Sabine Rennefanz las zehn Jahre nach Erscheinen aus ihrem Debüt-Bestseller „Eisenkinder. Die stille Wut der Wendegeneration“. Rückkehrer:innen fanden klare Worte, auf welche Weise die Stadt attraktiver werden könnte, Expert:innen tauschten sich mit Vertreter:innen der hiesigen Immobilienwirtschaft zur Praxis gemeinwohlorientierter Bestandsentwicklung aus und auch die Frage, wie man Opfer rechter Gewalt schützen und eine tolerante Stadtgesellschaft fördern kann, wurde verhandelt. Letzteres war nötig als Reaktion auf einen rechtsextremen Angriff zum Abschluss des Projekts Ende August 2023, bei dem der gesamte Platz mit verfassungsfeindlichen Symbolen und Morddrohungen gegen eine im Projektteam engagierte Jugendliche beschmiert wurde.

Ausblick: kontaktzone

Dank „Auf den Platz, fertig, los!“ konnte das Museum zwischen Mai und August 2023 einen Zuwachs im Segment lokaler Besucher:innen auf fast 25 Prozent verzeichnen. Baukultur zeigte sich einmal mehr als tragende Verbindungssäule unterschiedlichster Protagonist:innen, die als Workshopleiter:innen, Impulsgeber:innen oder als Teilnehmende mit dabei waren. Dem Projekt gelang es auch immer wieder, zumeist punktuell, Geflüchtete aus dem Umfeld der Erstaufnahmeeinrichtung für eine Teilnahme zu erreichen. Menschen mit Migrationserfahrung machen circa 13 Prozent der Stadtbevölkerung aus.⁶ Durch die nun gesammelten Erfahrungen und geknüpften Kontakte, aber auch alarmiert durch den extremistischen Angriff auf das Projekt, legt das Museum Utopie und Alltag in den kommenden Outreach-Projekten einen Fokus auf sensible, diversitätsorientierte und demokratiestärkende Formate. Die Programmplanung erfolgt mit Unterstützung externer Berater:innen.

Unter dem Titel „kontaktzone“⁷ will das Museum sich im Verbund mit lokalen und auswärtigen Akteur:innen erneut in der Stadt ausbreiten. Das Projekt befindet sich noch in der Ausarbeitungsphase. Ziel ist es, unterschiedliche Bevölkerungsgruppen über Herkunft, Alter, Bildungsgrad etc. hinweg ins Gespräch miteinander zu bringen und dafür die Infrastruktur der gebauten sozialistischen Stadt mit ihren Innenhöfen und Versammlungsorten zu nutzen.

Das Programm wird dabei auf drei Säulen ruhen: theaterpädagogische Formate mit dem Schwerpunkt Zeiteug:innen; Stadtraumbespielung u. a. mit einem Nomadenkino und einer Kulturküche, vor allem aber über Formate, die sensibel mit Barrieren wie Sprache oder Mobilität umgehen sowie Diskursformate und Stadtgespräche. Besuchende bisheriger Stadtgespräche hatten sich eine Fortsetzung gewünscht, was den realen Bedarf an öffentlichen Begegnungsräumen, die nicht durch einzelne Interessengruppen geprägt sind, bestätigt.

Dabei wird auch Stadtentwicklung weiterhin ein Thema sein. Das Museum begleitet die Entwicklungen rund um die im Sommer 2023 nach jahrelangen Bemühungen der städtischen Gebäudewirtschaft von einem auswärtigen Spekulanten zurückerworbene Ruine des Hotel Lunik, welches als erste Adresse den Zentralen Platz flankiert. Im kommenden Jahr soll der Ort in Kooperation mit einer renommierten Theaterkompanie und unter Beteiligung von 60 Teilnehmenden zum Zeitzeug:innen-Labor und Dreh- und Angelpunkt eines Stationentheaters werden.

Im Sommer 2024 wird eine Sonderausstellung im Museum Utopie und Alltag die vielfältigen Ergebnisse des Projekts vom Platz der Jugend noch einmal in Erinnerung rufen und für eine Weiterbearbeitung öffnen. Vorgestellt werden soll dann auch eine Masterarbeit von zwei Absolventinnen im Fachbereich Architektur der Universität der Künste Berlin. Seit Mai haben sie die Entwicklungen am Platz der Jugend begleitet und im Anschluss spekulativ im Format einer Graphic Novel unter dem Titel „D.I.Y. Eisenhüttenstadt“ fortgeschrieben. Dabei lassen sie das Projekt Revue passieren und erzählen dann die „Geschichte“ von Oktober 2023 bis 2030 weiter. Ein ermutigender, sehr konkreter, an realen Gegebenheiten abgeleiteter Ausblick auf eine der möglichen Zukünfte der Stadt.

1 Jahresstatistik Museum Utopie und Alltag 2023, gezählt im Zeitraum März bis August 2023.

2 Magazin „Geo Saison – unterwegs in der Welt.“, Ausgabe Januar 2023, „23 Städte für 2023“.

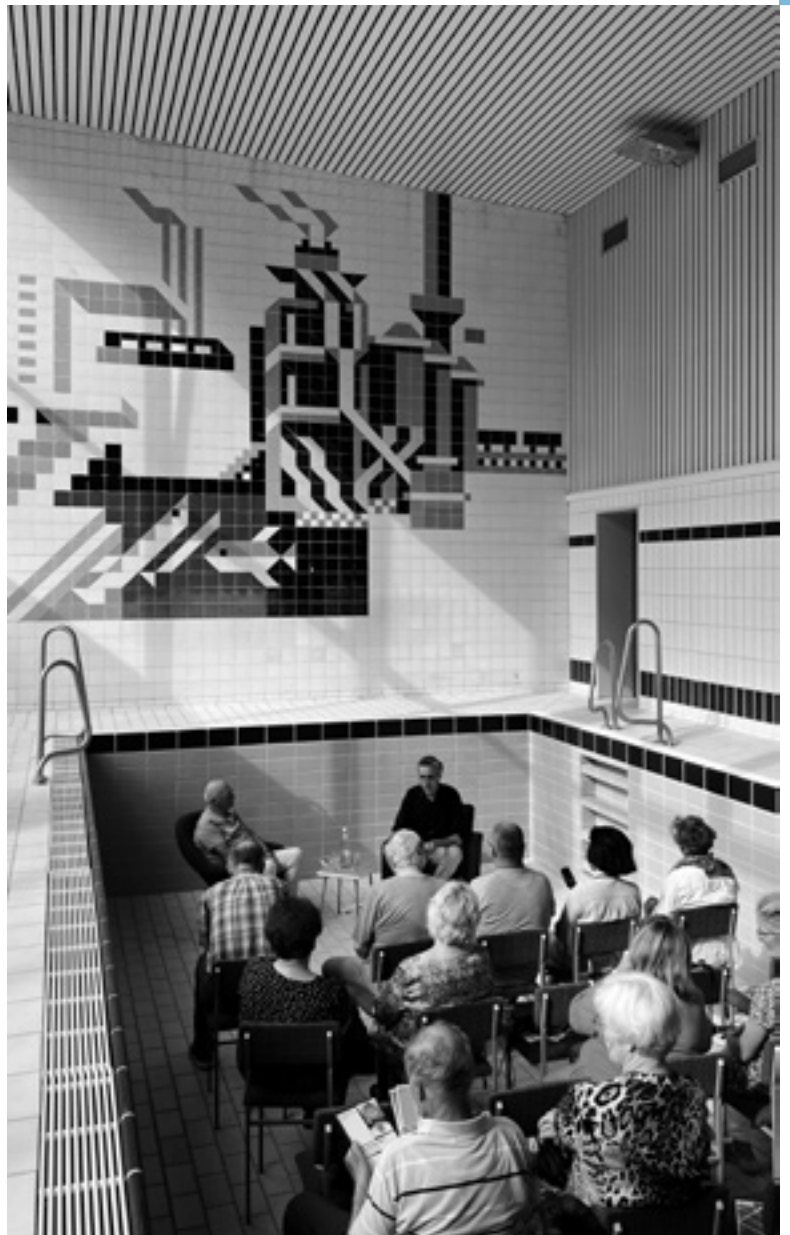
3 Vgl. Bericht des Landesamts für Statistik Brandenburg: Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsstand im Land Brandenburg, April 2022.

4 Vgl. Bertelsmann Stiftung: Wegweiser Kommune – Demografische Entwicklung Eisenhüttenstadt (im Landkreis Oder-Spree) <https://www.wegweiserkommune.de/data-api/rest/export/demografische-entwicklung+eisenhuettenstadt+2016-2020+tabelle.pdf> (30.10.2023).

5 Dieses äußerst erfolgreiche Möbelprogramm wurde ab den 1960er Jahren im VEB Hellerau gefertigt. Es fand Platz in vielen ostdeutschen Wohnungen. Sein Gestalter Rudolf Horn gehörte zu den Stars der Designszene des Landes.

6 Vgl. Bertelsmann Stiftung: Wegweiser Kommune – Demografische Entwicklung Eisenhüttenstadt (im Landkreis Oder-Spree).

7 Der Begriff der Kontaktzone (Original: contact zone) wurde 1991 von der Linguistin und Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt eingeführt. Sie beschreibt damit „soziale Räume, in denen Kulturen aufeinandertreffen, aufeinanderprallen und miteinander ringen, oft im Kontext höchst asymmetrischer Machtverhältnisse wie Kolonialismus.“ (übersetzt durch die Autorin). Vgl. Mary Louise Pratt, *Arts of the Contact Zone*. Profession 1991, 33–40.



Das ehemalige Lehrschwimmbecken der Schule V fungierte während des Projekts als Ort für Lesungen und Stadtgespräche.

Zwischen den Ufern – Między brzegami Überlegungen zu einem deutsch-polnischen Museum in Guben/Gubin

Christian Hirte



Hier könnte das neue Museum für Guben/Gubin stehen: Blick auf die Theaterinsel/Wyspa Teatralna. Links am Neißeufer ist das Gebäude der „Gubener Wolle“ zu erkennen – ein weiterer möglicher Standort für das neue Museum.

Museen tun gut daran, sich ab und an zu fragen, ob ihre Perspektiven auf die Stadtgeschichte, ob die behandelten Themen oder der Stil der Präsentation noch den Bedürfnissen ihres Publikums entsprechen. Es soll ja vorkommen, dass sich gesellschaftliche Haltungen schneller ändern als die Laufzeiten von Dauerausstellungen. Wenn ein Museum das Zuhören verlernt, kann es ihm schon mal passieren, dass seinen Erzählungen die Adressaten ausbleiben. Ein Museum, das nur da ist, weil es gefühlt eben immer schon da war, hat ein Legitimitätsproblem. Deshalb können gelegentliche Standortbestimmungen nicht nur hilfreich, sondern geradezu überlebenswichtig sein. In jüngerer Zeit waren es im Land Brandenburg die Museen in Altranft und Beeskow, die sich gleichsam neu erfanden. Ähnliches würden wir gern auch dem Museum in Guben empfehlen.

Guben liegt in der Niederlausitz. Seit 1945 ist die Stadt geteilt. Anders als im Fall der meisten anderen Städte an Oder und Neiße liegt die Altstadt, bzw. das, was der Krieg davon übrigließ, auf der polnischen Seite und heißt seit Kriegsende Gubin. Lange war die Grenze nur mit Visum zu überschreiten. Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs haben sich Guben und Gubin in guter Nachbarschaft als „Europastadt“ zusammengefunden.

Die Gubener Museumsgeschichte beginnt um 1900 in einem Bürgerhaus in der historischen Altstadt.¹ 1913 wurde im Südosten der Altstadt, nahe dem früheren Werdertor, der erste als solcher entworfene Museumsbau in der Provinz Brandenburg errichtet. Es war ein durch und durch bürgerliches Projekt. Wohlhabende Gubener hatten das Grundstück gestiftet und waren für die Baukosten aufgekommen. Den architektonischen

Entwurf lieferte der Stadtbaumeister, das erste inhaltliche Konzept stammte von Hugo Jentsch, Studienrat am städtischen Gymnasium.

Dieses Museum bestand bis zum Frühjahr 1945. Die schweren Kämpfe um die Stadt überstand das Gebäude zwar weitgehend unbeschadet, doch die reichen Bestände wurden zerstreut. Einiges davon konnte jüngst in polnischen Museumssammlungen identifiziert werden.²

Die 1945 vollzogene Teilung der Stadt durch die Oder-Neiße-Grenze und die Ausweisung der deutschen Einwohnerinnen und Einwohner aus der nun Gubin genannten Altstadt war eine alles verändernde Zäsur. Das deutsche Guben war nun auf die am westlichen Flussufer gelegene Industrievorstadt beschränkt. Es war eine Stadt, die so nie geplant war, ohne erkennbares Zentrum, eingezwängt von der Neiße im Osten und den Bahngleisen der Strecke Frankfurt (Oder)–Cottbus im Westen.

Angeregt durch den Befehl Nr. 85 der Sowjetischen Militäradministration widmete sich eine Arbeitsgruppe im „Kulturbund für die demokratische Erneuerung Deutschlands“ dem Wiederaufbau eines Museums in Guben. In beschränkten Verhältnissen bestand es ab 1952, ohne jedoch an die alte Museumstradition anknüpfen zu können. 1961 wurde es wegen Ineffizienz geschlossen. In den folgenden zwanzig Jahren ohne Museum veränderte Guben rasant sein Gesicht. Ein großes Chemiefaserwerk zog neue Arbeitskräfte an, für die der neue Stadtteil Obersprucke erbaut wurde. Zahlreiche Eingemeindungen dehnten den administrativen Stadtraum nach Westen, Süden und Norden aus.

In diesen Kontext ist auch der Ankauf einer historischen Wassermühle im Jahr 1980 einzuordnen. Mit der „Sprucker Mühle“ erwarb die Stadt ein technisches Denkmal in dörflichem Milieu, dessen topographische Lage in etwa dem gesamtstädtischen Mittelpunkt entsprach. Auf ihrem Weg zur Arbeit kam die zugezogene Industriearbeiterschaft täglich hier vorbei. Die Idee, an diesem Ort ein Museum zu etablieren, muss in doppelter Hinsicht als Integrationsangebot verstanden

werden: für die Neubürgerinnen und -bürger ebenso wie für die eingemeindete Landbevölkerung. Die Ausstellung war historisch angelegt.³ Den Themenfeldern Arbeiterschaft und Antifaschismus wurde viel Raum gegeben, ebenso den ökonomisch-sozialen Errungenschaften der DDR.

Die „Friedliche Revolution“ und die Wiedervereinigung 1989/90 markierten die nächste Epochenschwelle. Auf die um sich greifenden Betriebsstilllegungen reagierten das Museum und diverse Projekte mit rastloser Sammeltätigkeit all dessen, was jetzt zu verschwinden drohte. Insbesondere zur traditionsreichen Gubener Textilindustrie wurden größere Bestände akquiriert.

Die neue Zeit kam 1996 auch im Museum in der Sprucker Mühle an. Die schon in der Wendezeit „entschärft“ Ausstellung von 1985 wurde nun umgebaut. Insbesondere glaubte man, auf die Darstellung der gesamten Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts verzichten zu können. Der Nationalsozialismus, die Teilung der Stadt, ihre Entwicklung in der DDR und die Deindustrialisierung fanden museal keinen oder kaum einen Niederschlag. Zu einer Zeit, da man in den fünf neuen Bundesländern noch nach Orientierung suchte, verweigerte das Museum zu neuralgischen Themenfeldern einen eigenen Standpunkt.

So verwundert es nicht, dass diesem Museum Konkurrenz erwuchs. 2006 eröffnete im neu gestalteten Stadtzentrum ein „Stadt- und Industriemuseum“, dessen Dauerausstellung im Schwerpunkt der Gubener Hutindustrie gewidmet ist.⁴ Nur wenig später richtete der Verein „Gubener Tuche und Chemiefasern“ in unmittelbarer Nachbarschaft seine eigene Ausstellung ein. Ein weiteres Museumsprojekt wurde durch den Verein der Freunde der Region Gubin (Stowarzyszenie Przyjaciół Ziemi Gubińskiej) auf der polnischen Seite im historischen Museumsgebäude initiiert.

Mit dem neuen Stadtzentrum war die Sprucker Mühle gänzlich ins Abseits geraten. Als Konsequenz wurden die Öffnungszeiten stark eingeschränkt. Die Ausstellung blieb lange nur für angemeldete Gruppen zugänglich. Inzwischen hat sich ein Verein gefunden, der die Mühle an Wochenenden geöffnet hält. Bis heute



Das Museum der Stadt Guben, eröffnet 1913, war der erste Museumsneubau in der Provinz Brandenburg.

wird hier im Stil einer Heimatstube ein Bild von Guben vorgeführt, das seit fast einem Jahrhundert der Vergangenheit angehört.

Die Ausstellungen der beiden städtischen Museen sind nun beinahe 20 bzw. 30 Jahre alt. Was sie thematisch verhandeln, hat mit der Gubener Gegenwart kaum etwas zu tun. Gäbe es diese ermüdeten Museen nicht mehr, vielleicht würde es niemand bemerken.

Die Diskussion um einen etwaigen Neuanfang kam 2022 in Gang. Auf Einladung der Stadt Guben und begleitet vom Museumsverband Brandenburg gab es einige Experten-Hearings, mit dabei die Kollegen Jörn Brunotte (Textilmuseum Forst) und Tim S. Müller (Museum Viadrina Frankfurt (Oder)) sowie zwei öffentliche Diskussionsveranstaltungen. Die Überlegungen folgten zwei unterschiedlichen Ansätzen: Einerseits dem verfügbaren baulichen Bestand, andererseits eher museums-topographischen Überlegungen.

Da ist das denkmalgeschützte Fabrikhochhaus der ehemaligen „Gubener Wolle“ mit seinen großzügigen Geschossflächen, die sich das Museum mit anderen Nutzern teilen müsste. Nach dem Wiederaufbau der in Gubin gelegenen Stadtpfarrkirche soll dort ein Kulturzentrum entstehen, in dem ebenfalls ein Museum

Platz finden könnte. Die Kollegen des Gubiner Heimatmuseums würden am liebsten das historische Museumsgebäude von 1913 wieder seiner alten Nutzung zuführen. Es ließen sich zweifellos weitere Optionen finden.

Vielleicht ergeben sich aus Überlegungen zu einer künftigen thematischen Ausrichtung Hinweise auf einen möglichen Museumsstandort. Das Prägnanteste, was uns in Guben/Gubin ins Auge springt, ist wohl, dass man hier aus zwei Blickrichtungen auf dieselbe Stadt schaut, dass hier alles gleichsam – mindestens – zwei Gesichter hat. Inzwischen sind auch Zugewanderte aus anderen Kulturen Gubener und Gubenerinnen geworden. Auch ihren Geschichten sollten man zuhören, wenn man Guben/Gubin verstehen will. So gesehen, gäbe es in einem künftigen Gubener Museum keine Eindeutigkeiten mehr, alles wäre Ansichtssache. Die dazu nötige Haltung müsste die gegenseitige Bereitschaft zum Perspektivwechsel sein. Einem solchen Museum müsste das Prinzip der Partizipation ganz oben ins Programm geschrieben sein.

Für dieses Vorhaben gibt es einen Lieblingsstandort. Es ist die Wyspa Teatralna, die mitten in der Neiße gelegene Theater-Insel. Einst stand hier das Schützenhaus, bis 1874 ein Theater- und Schauspielhaus errichtet wurde, das 1945 durch einen Brand vernichtet wurde. Mit beiden Ufern ist die Insel durch Brücken verbunden. Hier hätte ein deutsch-polnisches Museum seinen angemessenen Platz. „Zwischen den Ufern“ „Między brzegami“ könnte das Projekt heißen. Hier müsste ein Neubau errichtet werden.

Die Idee eines deutsch-polnischen Museums ist nicht neu, aber die Motive dahinter sind unterschiedliche. Da gibt es zum einen die sogenannten „Landesmuseen“ für Pommern in Greifswald, für Ostpreußen in Lüneburg und für Schlesien in Görlitz.⁵ Die frühere Neumark wird durch das „Haus Brandenburg“ in Fürstenwalde repräsentiert.⁶ Dabei handelt es sich um vom Bund unterhaltene Museumsstiftungen, die im Wesentlichen den deutschen Traditionen der ehemaligen Ostgebiete gewidmet sind. Alle stehen heute in gutem Kontakt zu ihren polnischen Partnerinstitutionen. Vor einigen Jahren scheiterte die Fraktion der Linken im deutschen

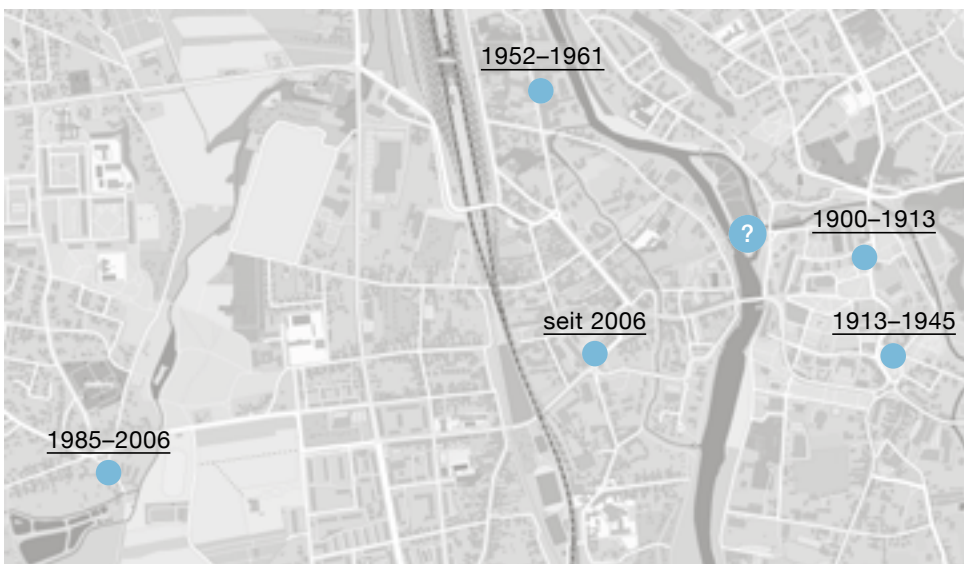
Bundestag mit dem Projekt eines „deutsch-polnischen Doppelmuseums“ mit korrespondierenden Standorten im jeweils anderen Land.⁷ Hier war die historische deutsche Schuld maßgeblicher Impuls. Der Situation in Guben eher vergleichbar sind vereinzelte lokale Initiativen wie das Kraszewski-Museum in Dresden oder das Museum in Międzyrzecz, dessen Dauerausstellung in Zusammenarbeit mit dem Heimatkreis Meseritz entstand.⁸

Was in Guben zu erwarten wäre, hat die polnische Soziologin Elżbieta Opiłowska einmal so formuliert: „[...] eine gemeinsame Geschichte, Bilingualität, gemeinsame Interessen und letztendlich die gemeinsame Identifikation mit der Doppelstadt und die gemeinsame Identität der Bewohner dieser Stadt“.⁹

Zum Schluss noch ein kleines Beispiel, was man in einem deutschen-polnischen Museum in Guben/Gubin erzählen könnte. Es ist die Geschichte einer Begegnung, von der der Vorsitzende des Gubiner Heimatvereins, Stefan Pilaczyński, gerne berichtet: Im alten Guben wurden an den Hängen nördlich der Stadt Wein und Obst, darunter auch Kirschen, angebaut. Die ab 1945 zugewanderten polnischen Frauen waren es gewohnt, Kirschkerne mit ihren Stricknadeln zu

entfernen. In den nun bezogenen deutschen Haushalten fanden sie mechanische Kirschkernelsteiner vor. Auch solch ein Gerät musste ja erst einmal in seiner Funktion erkannt werden, bevor man es zweckdienlich einsetzen konnten. Hier fand eine kulturelle Begegnung en miniature statt, vermittelt durch Techniken der Kirschkernelentfernung.

- 1 Bernd Pilz, 95 Jahre Gubener Stadtmuseum – 10 Jahre Museum in der Sprucker Mühle. Gubener Heimatkalender 39, 1995, 67–81.
- 2 Christian Hirte, Das ehemalige Gubener Stadtmuseum und das Schicksal seiner Sammlung. Museumsblätter 41, 2022, 56–63.
- 3 Bernd Pilz, Es ist soweit – Wilhelm-Pieck-Stadt Guben hat sein Museum. Gubener Heimatkalender 1986, 46–48.
- 4 Wolfgang Grillitsch, Von der Hutfabrik zum Stadt- und Industriemuseum: mit ihrem Ausstellungskonzept bringen Peanutz Architekten in Guben alles unter einen Hut. Museumsjournal 21, 2007, Heft 1, 8–10.
- 5 <https://www.schlesisches-museum.de>; <https://www.pommersches-landesmuseum.de>; <https://www.ostpreussisches-landesmuseum.de> (07.12.2023).
- 6 <https://stiftung-brandenburg.de> (07.12.2023).
- 7 <https://dserv.bundestag.de/btd/19/083/1908356.pdf>; <https://www.tagespiegel.de/wissen/die-nachbarn-verstehen-lernen-4528045.html> (07.12.2023).
- 8 <https://museen-dresden.de/index.php?lang=de&node=kraszewskimuseum>; <https://muzeum.miedzyrzecz.pl> (07.12.2023).
- 9 Elżbieta Opiłowska, Stadt – Fluss – Grenze. Geteilte Städte an der deutsch-polnischen Grenze. Eurostudia 7, 2011, 153–166, hier 166; <https://www.erudit.org/fr/revues/euro/2011-v7-n1-2-euro0518/1015017ar.pdf> (07.12.2023).



Museumsstandorte in Guben seit 1913, mit einem Ausblick in die Zukunft.

1900–1913:
Am Markt 12 (heute etwa ul. Konopnickiej 3)

1913–1945:
Am Werdertor (heute ul. Drukarska 2)

1952–1961:
Uferstraße 20 (ehem. Berlin-Gubener Hutfabrik AG)

1985–2006:
Mühlenstraße 5 (Sprucker Mühle)

Seit 2006:
Gasstr. 5 (Stadt- und Industriemuseum)

?:
Theaterinsel/Wyspa Teatralna

Cottbus/Chóšebuz – Schichten der Transformation einer Stadt im Strukturwandel

Von neuen Maßstäben und Perspektiven in der Stadtentwicklung

Carolin Buttke und Doreen Mohaupt



Blick auf die Cottbuser Altstadt

Cottbus/Chóšebuz als Zentrum der Niederlausitz stand als Bezirkshauptstadt in der ehemaligen DDR in einem besonderen Fokus: Im sogenannten „Kohle- und Energiebezirk“ wurde der Großteil der Energie für die gesamte DDR gewonnen. Eine zweite wirtschaftliche Säule war die Textilindustrie.

Im Zuge der deutschen Wiedervereinigung 1990 kam es innerhalb kurzer Zeit durch die Stilllegung zahlreicher Tagebaue sowie von Produktionsstätten aller Branchen zu einem markanten Strukturbruch, was spürbare Veränderungen nach sich zog. Der Verlust der Arbeitsplätze hatte harte Brüche in den Biografien der Menschen zur Folge. Arbeitslosigkeit und Neuorientierung in dieser Dimension waren große Herausforderungen für die gesamte Stadtgesellschaft.

Während der Anteil der Arbeitsplätze im Bereich Industrie und Handwerk 1985 noch 55 Prozent betrug, schrumpfte dieser Sektor nach 1990 drastisch auf einen Anteil von knapp zehn Prozent im Jahr 2020 – ein Verlust von mehr als 20.000 Arbeitsplätzen allein in diesem Wirtschaftssektor im Bereich Cottbus/Chóšebuz. Zwar entstanden neue Jobs, vor allem im Bau- und

Dienstleistungsbereich, gleichzeitig ging die Zahl der Erwerbstätigen jedoch im Ergebnis stark zurück.

Aufgrund von Suburbanisierungstendenzen beziehungsweise durch den Arbeitsplatzmangel verlor die Stadt mehr als 40.000 Menschen an das Umland und an andere Regionen, darunter vor allem an die Altbundesländer. Dramatisch war die Tatsache, dass 95 Prozent der abgewanderten Cottbuserinnen und Cottbuser im sogenannten „Haushaltsgründungsalter“ zwischen 15 und 45 Jahren waren. Die Arbeitslosenzahl betrug zeitweise knapp 20 Prozent. Heute, 2023, liegt sie bei sechs Prozent.

In der Folge dieser Umbrüche musste die Stadt lange Zeit einen Schrumpfungs- und Stadtumbauprozess steuern und zeitweise fast depressive Phasen der Stadtentwicklung durchlaufen. Über 12.000 Wohnungen und fast 20 Standorte der Bildungsinfrastruktur wurden vom Markt genommen, abgerissen, umgenutzt und umgebaut. Noch vor einigen Jahren stellten Prognosen für das Jahr 2020 zum Teil eine Bevölkerungszahl von 82.000 auf, mit weiteren Schrumpfungs-szenarien in den Folgejahren.

Solche Prozesse verändern Stadt und Gesellschaft grundlegend. Im Fokus unserer Arbeit stand über viele Jahre, eine Zersplitterung der Stadt und einen Verlust ganzer Wohngebiete in Stadtrandlagen zu verhindern. Dabei ist es gelungen, die Stadt im Zuge des Stadtbbaus von den Rändern nach innen strukturiert zurückzubauen und gleichzeitig den Leerstand zu konzentrieren und abzubauen. Vor allem um die Innenstadt und die innenstadtnahen Bereiche gab es gleichzeitig enorme Kraftanstrengungen, die städtebauliche Sanierungsprozesse und Modellstadtmaßnahmen im Fokus hatten. Insgesamt wurden bis 2022 gesamtstädtisch mehr als 230 Millionen Euro an Städtebaufördermitteln für die Erneuerung sowie in den Stadtbauprozess investiert. Allein in der Innenstadt sind ca. 230 Gebäude saniert und aufgewertet worden. Zudem konnten 160 öffentliche Plätze, Straßen und Wege neugestaltet werden. Mit den öffentlichen Investitionen wurde zusätzlich ein etwa siebenfacher Betrag an privaten Investitionen angeregt. In der Stadterneuerung und im Stadtbau hat Cottbus/Chósebus einen weiten, erfahrungsreichen und vielfach gelobten Stand erreicht, der aktuell beispielgebend für Projekte in anderen Städten und für die bundesweite Forschung ist.

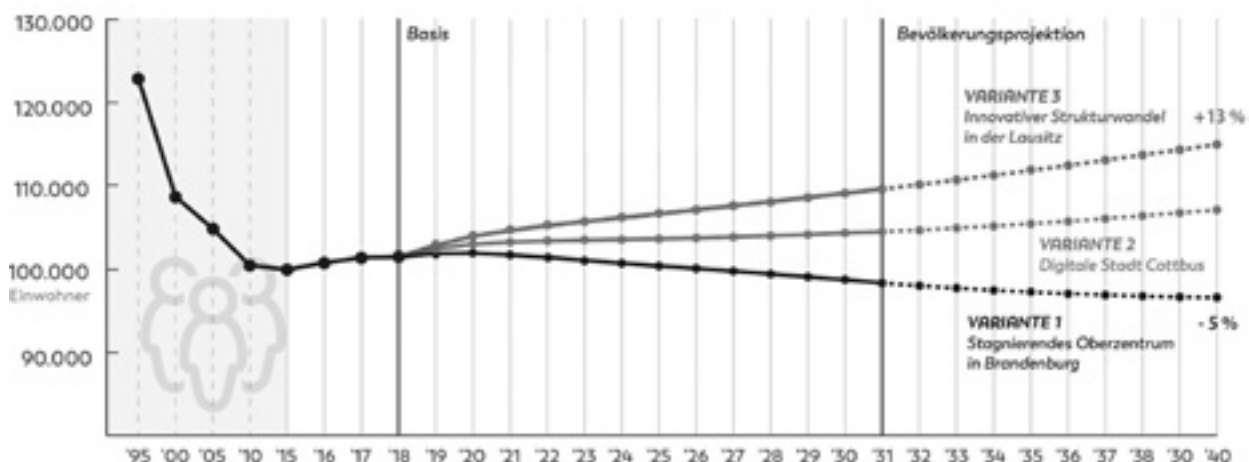
Insbesondere der Bereich Mitte hat in den Jahren von 1992 bis 2022 mit einem Bevölkerungszuwachs von 35 Prozent von den intensiven Maßnahmen

profitiert. Heute steht Cottbus/Chósebus inmitten der demografischen Trendwende und sichert den Status von zirka 100.000 Einwohnerinnen und Einwohnern.

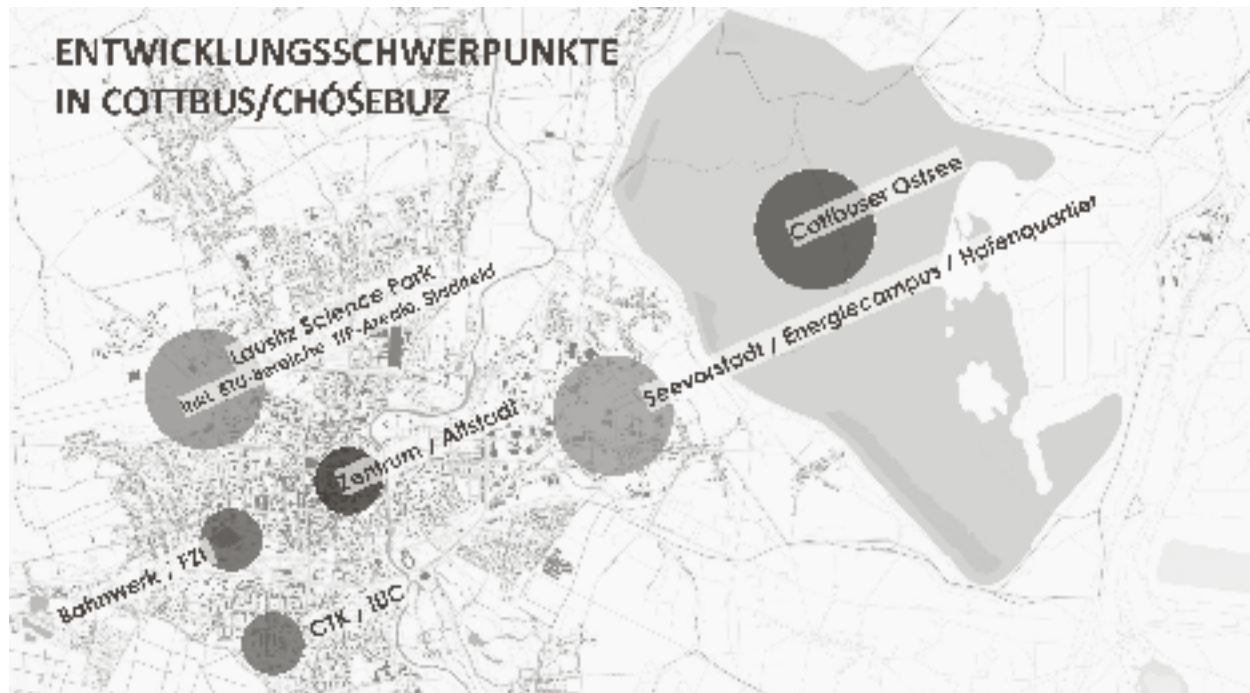
Im Zuge des Kohleausstiegs gibt es grundlegend neue Perspektiven. Den neuerlichen Strukturwandel nach 2018 dabei nicht als Strukturbruch, quasi „ohnmächtig“ zu durchleben, sondern ihn aktiv als Chance nutzen zu können, wird mit umfassenden Unterstützungsmaßnahmen seitens Bund und Land sowie durch zahlreiche Investitionen in Schlüsselmaßnahmen sichergestellt. Etliche Bundes- und Landesbehörden sowie außeruniversitäre Forschungsinstitute werden in der Stadt angesiedelt beziehungsweise sind bereits gegründet oder im Auf- und Ausbau begriffen. Beispiele dafür sind die Bundesnetzagentur, das Bundesamt für Strahlenschutz, das Bundesumweltamt, das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung und einige mehr.

Allein mit räumlichem Bezug zur Stadt Cottbus/Chósebus werden in den nächsten Jahren Projekte mit einem Gesamtvolumen von mehr als vier Milliarden Euro umgesetzt, darunter mit folgenden Schwerpunkten:

1. Die Deutsche Bahn errichtet in der Stadt das modernste Bahnwerk Europas. Bis 2026 werden dabei mit dem Projekt „Phönix“ 1.200 neue hochwertige Arbeitsplätze in der Instandhaltung



Bevölkerungsentwicklung der Stadt Cottbus/Chósebus seit 1995 und Prognose (auf der Basis der Berechnungen Dr. Lehart)



Entwicklungsschwerpunkte der Stadt Cottbus/Chósebiz

- von ICE und Umrüstung von Dieselloks auf Hybridtechnik entstehen. In diesem Zusammenhang soll auch das Schienennetz in der Lausitz umfassend modernisiert und ausgebaut werden. So wird zum Beispiel die Strecke Berlin-Cottbus komplett zweigleisig umgerüstet sowie in der Taktung verbessert. Die Halle 2 des neuen Bahnhofs ist bereits im Bau befindlich – an einem Standort mit heute etwa 450 Arbeitsplätzen und einem Werk, das noch vor fünf Jahren geschlossen werden sollte. Eine weitere, noch weit größere Halle 1 soll in den kommenden Jahren folgen, die Planungen und Genehmigungsverfahren laufen bereits.
2. Die Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg BTU hat sich schnell zum Motor für Innovation und Garant für neue Wertschöpfungsketten entwickelt. Hier studieren etwa 7.000 Studierende aus mehr als 100 Nationen. Die Stadt Cottbus/Chósebiz setzt auf die sie umgebende Forschungs- und Entwicklungslandschaft als hoch relevanten Standortvorteil. Die BTU spielt eine der Hauptrollen im Strukturwandelprozess auch in der Frage der Ansiedlungen, Ausgründungen und der Netzwerk- und Transferarbeit.
 3. Mit mehr als 420 Hektar Entwicklungsfläche und mit unmittelbarem Bezug zur Innenstadt und zur BTU bildet der Lausitz Science Park LSP einen Forschungs- und Wissenschaftsstandort mit hohem gewerblichen Ausgründungspotenzial als Pendant zum Standort Berlin-Adlershof im Innovationskorridor Berlin-Lausitz. Dabei besteht gleichzeitig die Chance, ein neues urbanes Stadtquartier ganzheitlich zu entwickeln und dieses in inhaltlicher sowie räumlicher Nähe zur Wissenschaft zu etablieren. Mit der Planung eng verbunden ist die inhaltliche Ausrichtung des Science Parks als Ort der Kooperation und des Vernetzens von Wirtschaft und Forschung, von Innovation und Transfer. In Zusammenarbeit mit der BTU soll

auf den Flächen des LSP zum Beispiel das hybride Fliegen vorangebracht und an modernen Antrieben für die Luftfahrt geforscht werden. Forschungsinstitute wie das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt sowie Institute der Fraunhofer-Gesellschaft, der Leibniz-Gesellschaft und der Helmholtz-Gemeinschaft sind mit eigenen Standorten bereits in Cottbus/Chósebus vertreten und werden in den nächsten Jahren auf dem Campus des LSP angesiedelt. Der Standort soll perspektivisch Platz für bis zu 10.000 Beschäftigte bieten. Ein neues Schulzentrum, eine neue Straßenbahntrasse und Wohnungen für mehr als 6.000 Menschen können hier entstehen.

4. In Cottbus/Chósebus soll als besonderes Schwerpunktprojekt des Strukturwandels das Innovationszentrum Universitätsmedizin Cottbus (IUC) zur universitären Medizinerbildung etabliert werden. Eine in Cottbus zu gründende medizinische Universität und das Carl-Thiem-Klinikum CTK werden zum Universitätsklinikum sowie Digitalem Leitkrankenhaus mit mindestens 80 Professuren zusammengeführt, das durch seine einzigartige und innovative Profilierung vielversprechende Entwicklungsperspektiven aufweist und eine Lücke in der medizinischen Breitensystemforschung in Deutschland schließen wird. Die Lebensqualität und die Attraktivität in der Region Lausitz erhöht sich durch eine flächendeckende medizinische Versorgung nach neuesten wissenschaftlichen Standards. Das Universitätsklinikum wird zu einem national und international sichtbaren Leuchtturm, der sich im Herzen der Stadt Cottbus/Chósebus wiederfindet und sich auch baulich-räumlich in zukunftsweisender Form darstellt. Es entstehen etwa 1.500 neue Arbeitsplätze zuzüglich 500 weiteren Ausbildungsplätzen; die Hochschulausbildung soll 2026 starten und in der Endausbaustufe ca. 2.200 Studierenden offenstehen. Derzeit laufen in parallelen, akteursübergreifenden Verfahren die entsprechenden planerischen, rechtlichen und finanziellen Vorbereitungen.
5. Einen weiteren Impuls für die Stadtentwicklung wird es mit der Wiedernutzbarmachung des

ehemaligen Braunkohlentagebaus Cottbus-Nord geben. Dieser wird in den nächsten Jahrzehnten als Cottbuser Ostsee mit 19 km² zum größten künstlichen Binnensee Brandenburgs. Im Jahr 2015 wurde die Kohleförderung in Cottbus-Nord beendet; seit 2019 wird der ehemalige Tagebau geflutet. Der bisher tagebaunahe Osten der Stadt soll sich Schritt für Schritt als Wachstumsfläche zwischen Zentrum und Ostsee entwickeln. Aus einem teilweise brachliegenden Areal am Tagebau wird bis 2033 mit der Seevorstadt ein ca. 300 ha großes, grünes Zukunftsquartier in Wassernähe entstehen und neue Impulse für die Stadt- und Wirtschaftsentwicklung setzen. Die Planungen umschließen neue Wohnbereiche, attraktive Gewerbeflächen, einen innovativen Energiecampus als Denkfabrik, ein Bildungs- und Behördenzentrum mit zahlreichen neuen Arbeitsplätzen, eine etwa zwei Kilometer lange grüne Seeachse mit Bevorrechtigung des Fuß-, Rad- und öffentlichen Nahverkehrs, attraktiven Freiräumen und Aufenthaltsqualität sowie überregionalen Sport- und Freizeitangeboten. Die Geländesicherung und den herausfordernden Flutungsprozess zu steuern, sind nicht alltägliche Herausforderungen für die Stadt. Damit verbunden ist die Aufgabe, diese seit Jahrzehnten dem Stadtraum entzogenen Flächen wieder an die Stadt anzubinden, sie zu integrieren und wieder in das Bewusstsein der Bevölkerung zu rücken. Mit dem Vorhaben treffen in Cottbus/Chósebus die Traditionen einer bergbaugeprägten Stadt auf die neuen Herausforderungen, der für den Klimaschutz notwendigen Energie-, Wärme- und Mobilitätswende.

Verstärkt wird die optimistische Sicht in die Zukunft durch die sukzessive Aktivierung von Flächen für den Wohnungsbau, die bis zum Jahr 2040 den Bau von neuen Wohnungseinheiten im Stadtgebiet ermöglicht. Dies geschieht zum einen aus den oben beschriebenen strukturwandelbedingten Rahmenbedingungen heraus und zum anderen auch aufgrund einer veränderten Nachfragesituation. Der neue Entwurf des Flächennutzungsplans stellt daher neben den oben angeführten fünf Strukturwandelstandorten Flächen für etwa 10.000 zusätzliche Wohnungen sowie 16 weitere Standorte für

soziale Folgebedarfe dar. Im bisherigen Wohnungsbestand gibt es Angebotsdefizite im Bereich bestimmter Wohnungsgrößen und -typen sowie spezieller Ausstattungen. Von den knapp 60.000 Wohnungen gehören heute knapp 40 Prozent zum einheitlichen Plattenbautyp P2 mit einer durchschnittlichen Größe von 56 m², fünfgeschossig und ohne Aufzug. Diese Tatsache wird eine weitere, neue Phase des Stadtumbaus zur Neuausrichtung der Stadtstrukturen und -funktionen erforderlich machen.

Die Zahl der Genehmigungs- und Planverfahren hat sich seit dem Beginn des Strukturwandels deutlich vervielfacht. Allein an den Bebauungsplanverfahren, die zur Schaffung des Baurechts erforderlich sind, ist die Steigerung von ca. acht Verfahren auf derzeit laufende 50 Verfahren, die pro Jahr begleitet werden, ablesbar. Weitere 30 Verfahren sind bereits angemeldet und auf der Warteliste.

Cottbus/Chósebusz liegt im Raum zwischen Berlin und Dresden sowie nur 30 km entfernt vor der polnischen Grenze und damit zum Eingang in den trans-europäischen Raum. Die bessere infrastrukturelle An- und Einbindung nach Osten ist eine große Aufgabe für die kommenden Jahre. Sicher ist, dass Städte in der Größe wie Cottbus/Chósebusz künftig nicht nur (wieder) eine wesentlich wichtigere Rolle im Ausgleich der oft gegensätzlichen Stadt-Land-Entwicklungen sein werden, sondern schon aufgrund ihrer Größe gleichzeitig Stellschraube sowie Richtungsgeber sind für die urbanen Zukunftsthemen und das Ausprobieren von Handlungsansätzen in „Reallaboren“.

Erfolgreicher Strukturwandel wird nicht ohne zusätzliche Flächeninanspruchnahme und nur mit Einwohner- und Arbeitsplatzwachstum gelingen. Die Chance auf Wachstum muss gleichzeitig auch als Möglichkeit begriffen werden, Stadtentwicklung mit all ihren Facetten grundsätzlich und ganzheitlich modern umzusetzen: samt Anforderungen an Klimaschutz, Mobilität, Energie, Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit. Nicht in jedem Fall gibt es eine grundlegend positive Einstellung gegenüber der Umsetzung einzelner Projekte: Spätestens, wenn ganze Kleingartenanlagen umziehen müssen, da das neue Bahnwerk oder der

Lausitz Science Park Platz zum Wachsen benötigen, werden sozialpolitische Spannungen spürbar und Fragen nach Nutzen und Folgewirkungen gestellt. Dabei bleibt mit dem Kohleausstiegsgesetz nur ein enges Zeitfenster und damit enormer Handlungsdruck, Chancen zu nutzen und die Vielzahl von Strukturwandelprojekten und Maßnahmen – jede dieser Aufgaben ist eine Lebensaufgabe für sich – mit der gebotenen Qualität umzusetzen.

Diese Prozesse können nur mit Optimismus, Mut und im Zusammenschluss mit guter und gezielter Kommunikation umgesetzt werden, da Planungen und vorbereitende Maßnahmen real (noch) nicht sichtbar sind. Die Bewohnerinnen und Bewohner mitzunehmen auf diesen (langen) Weg, sie in geeigneter und erreichbarer Weise zu informieren beziehungsweise Informationen jederzeit abrufbar zur Verfügung zu stellen, ist eine der Hauptaufgaben im Zusammenwirken aller Verantwortlichen. Die Digitalisierung der Beteiligungsprozesse in der Stadtentwicklung ist dabei ein wichtiger Baustein, im Fall von Cottbus unterstützt durch die Bundesförderung „Smart Cities“ unter anderem für ein Open Data Portal mit 3D-Stadtmodell. Weitere Projekte, u. a. der Kinder- und Jugendbeteiligung („Stadtentdecker“, „Mein Cottbus der Zukunft“) oder neue Modelle mit dem Kommunalen Entwicklungsbeirat zur Entwicklung einer innerstädtischen Brachfläche ergänzen das Portfolio und schlagen neue Wege in der Planungskultur ein.

Themen und Projekte, die schon vor dem Strukturwandel im Fokus standen, werden nunmehr begleitend abgearbeitet. Eine solche Dynamik, Parallelität und Überlagerung von Planungsvorhaben gab es in Cottbus noch nicht. Dabei gilt es immer, bestmögliche Qualität zu sichern. Die „schöne Handschrift“ des Strukturwandels, der unsere Stadt derzeit prägt und in den kommenden Jahren weiter formen wird – sie quasi einmal auf den Kopf stellt – sollte in den künftigen Stadtstrukturen größtmöglich positiv ablesbar sein.

Allen Beteiligten ist dabei klar, dass sich die Gelegenheiten einer gesamtheitlichen Neuausrichtung der Stadtplanung nur im Zusammenhang mit dem aktuellen Strukturwandel bieten und die Potenziale für einen

„Neuanfang“ daher möglichst allumfassend genutzt werden sollten. Wenige Jahre, wenn nicht sogar nur Monate, werden so elementar richtungsbestimmend für Stadt und Region sein, wie sie es lange nicht waren und so schnell nicht mehr sein werden. Deshalb sind oft genug pragmatische Lösungen nötig. Es gibt ein starkes Zusammenrücken der bereits etablierten und der neuen Akteure und Netzwerke. Vor zehn oder zwanzig Jahren hätten die wenigsten von ihnen daran geglaubt, einmal Teil einer „Gewinnerregion“ zu sein.

In der Lausitz herrscht großer Optimismus und gleichzeitig eine hohe Erwartungshaltung. Die gesellschaftliche Zerrissenheit und Skepsis sind nach wie vor spürbar und zum Teil auch ein Erbe vergangener Brüche und Entwicklungen. Die wichtigsten Faktoren für das erfolgreiche Gelingen des Wandels sind in allen Ebenen letztlich Engagement, Motivation und Vertrauen sowie ein Zusammengehörigkeits- und Verantwortungsgefühl – mit einer Verwaltung mit höchstem Grad an Verantwortung mittendrin.

Gedenken, Gedächtnis und Identitätskonstruktion

Zur Bedeutung von Erinnerungsorten im Strukturwandel der Stadt Cottbus

Heidi Pinkepank



Blick über den größten Innenhof des Areals Gedenkstätte Zuchthaus Cottbus, links die Gebäude der Pentacon-Werkshallen, rechts das Hafthaus 1

Der aktuelle strukturelle Wandel bringt der Stadt Cottbus, wie auch der ganzen Region, viele und sehr schnelle Veränderungen. Der Druck auf die Flächen der Stadt steigt stetig, das Stadtbild verändert sich rasant, sowohl baulich als auch mit Blick auf die Bevölkerungsstruktur. Aber nicht nur die Stadt entwickelt sich mit großen Schritten, die Veränderungen sind bis hinein ins Private zu spüren. Insbesondere im Braunkohlenbergbau und in den energieerzeugenden Bereichen sowie den assoziierten Unternehmen wird sich in den kommenden Jahren ein grundlegender Wandel vollziehen (müssen). Hinzu kommen die großen weltpolitischen Themen.

Dies alles birgt ein hohes Potenzial an Unsicherheiten. Damit verbunden ist eine Suche nach Halt, nach Vertrautem, nach Bestehendem. Verunsicherte Gesellschaften brauchen Wertschätzung, Selbstvertrauen und Mut. Hier kommen identitätsstiftende Orte ins Spiel, authentische Orte, Orte, die erhalten bleiben müssen, wenn sich alles drumherum verändert: Erinnerungsorte.

Erinnerungsorte

Erinnerungsorte stellen historisch-soziale Bezugspunkte dar. Sie sind Ankerpunkte kollektiver Erinnerungen und verorten sich zwischen Gedächtnis, Gedenken, Geschichte und Identitätskonstruktion.¹ Es sind dabei nicht immer Orte der Freude, sondern oftmals „schwierige“ Orte. Und auch Museen, wie die städtischen Sammlungen Cottbus, sind Erinnerungsorte, beziehungsweise das „Gedächtnis“ einer Stadt. Hier fließen alle Erinnerungen zusammen und mit dem, was ausgestellt und diskutiert wird, wird die Frage aufgeworfen, woran erinnert werden sollte.

An die Geschichte einer Stadt zu erinnern, insbesondere wenn es sogenannte „dunklere“ Kapitel sind, ist nicht immer einfach, doch gerade in Umbruchprozessen relevanter denn je. Die Auseinandersetzung mit unbequemen Fragen an die eigene Geschichte eröffnet die Chance, danach moderner, weltoffener und vor allem selbstbewusster in einen Transformationsprozess zu gehen. Überspitzt ausgedrückt, handelt es sich also um eine Art Psychotherapie für die Stadt und ihre Bevölkerung. Erinnerungsorte dienen dabei der dialogischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und stellen deren räumliche Bezugspunkte dar.

Neben dem Stadtmuseum gibt es in Cottbus Erinnerungsorte, die als Ankerpunkte für bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen stehen. Das sind einerseits ehemals vergessene Orte, andererseits Orte mit verwobenen Geschichten oder mit globalen Verflechtungsnarrativen. Beispielhaft sollen im Folgenden drei dieser Orte genauer betrachtet werden.

Gedenkstätte Zuchthaus Cottbus – ein Ort der Auseinandersetzung

Die historische Gefängnisanlage erstreckt sich im Süden von Cottbus über eine Fläche von mehr als zwei Hektar. Eine 475 Meter lange Gefängnismauer umgibt das Gelände in der Bautzener Straße, das seit 2020 unter Denkmalschutz steht. Eigentümer und Betreiber ist der Verein Menschenrechtszentrum Cottbus e. V.

Das Gefängnis wurde 1860 als preußisches „Königliches-Centralgefängnis Cottbus“ eröffnet. Anfangs zum Strafvollzug für Männer und Frauen genutzt, wurde die Haftanstalt zwischen 1930 und 1937 zum Jugendgefängnis. Ab 1939 bis 1945 waren hier vor allem aus politischen Gründen verfolgte Frauen inhaftiert und nach 1945, insbesondere in den 1970er- und 1980er-Jahren, zunehmend auch aus politischen Gründen verurteilte Männer und Frauen. 2002 wurde die Justizvollzugsanstalt geschlossen und das Areal blieb

mehrere Jahre ungenutzt. 2011 erwarb der Menschenrechtszentrum Cottbus e. V., ein 2007 von vorwiegend ehemaligen Haftinsassen aus der DDR-Zeit gegründeter Verein, das Gelände. Das erklärte Ziel war, „ihr“ altes Gefängnis als Gedenkstätte zu betreiben und einen Ort des Erinnerns zu schaffen. 2012 wurde die Gedenkstätte eröffnet. Im Zentrum der Arbeit steht die politische Haft während der nationalsozialistischen Terrorherrschaft sowie der SED-Diktatur. Für die Gedenkstättenarbeit wird vor allem das einzige bisher komplett sanierte Hafthaus 1 genutzt; in Teilen bzw. temporär werden auch bisher unsanierte Gebäude einbezogen. Mit Ausstellungen, Angeboten zur politischen Bildung, Workshops und Projekttagen, durch überregionale wie internationale Kooperationen sowie durch Forschungsvorhaben leisten Ort und Verein für die Schärfung des Geschichtsbewusstseins und die Stärkung der Menschenrechte einen Beitrag.

Die Gedenkstätte ist nun auf dem Weg zu einem lebendigen Erinnerungsort. Auf dem Areal soll zukünftig nicht nur Geschichte erlebbar gemacht, sondern auch der Demokratiedanke gefördert und kreatives Schaffen ermöglicht werden. Insbesondere dem Kommunikationsprozess und der Beteiligung kommen eine hohe Bedeutung zu. Dafür sollen Akteurinnen und Akteure aus den Bereichen der Bildung, der politischen Aufarbeitung und der Kultur sowie der Städtischen Sammlungen in den denkmalgeschützten Gebäuden noch aktiver in Erscheinung treten und zum Teil auch verortet werden. Bereits seit November 2021 ist das Bundesarchiv mit einer Außenstelle des Stasi-Unterlagen-Archivs auf dem Gelände vertreten. Der so entstehende Demokratie- und Bildungscampus, der den Namen von Traute Lafrenz² tragen soll, will für ein modernes und offenes Cottbus stehen.

Damit ist dieses Projekt besonders wichtig für die Auseinandersetzung mit „unbequemen“ Kapiteln der Cottbuser Stadtgeschichte, aber auch für die gegenwärtig in Cottbus geführten Debatten um rechtspopulistische Tendenzen.

Speicher Cottbus – ein Ort gelebter Demokratie

Im Quartier Vetschauer Straße, westlich des Cottbuser Hauptbahnhofes, befinden sich Hinterlassenschaften des ehemaligen Heeresverpflegungsamtes aus der NS-Zeit. Die 1936 bis 1941 errichteten Speicher dienten der Lebensmittelversorgung des Heeres. Nach 1945 wurden sie als „Cottbuser Nahrungsmittelwerk“ für die Versorgung der Bevölkerung genutzt. Angebunden an die Kornspeicher waren weitere Bauten, wie die Bäckerei, Wohn- und Verwaltungsgebäude, Raufutterscheune, Kartoffelbunker, Wiegehaus, Transformatoren-

gebäude, Wachhaus und weitere Baracken. Seit den 1990er-Jahren stehen die Gebäude und das gesamte Gelände leer. Der Gebäudebestand ist heute stark reduziert. Das Areal steht seit 2022 unter Denkmalschutz. In der Denkmalsbegründung heißt es, dass die beiden Speicher und die angrenzende Bäckerei typische Beispiele für normierte Funktionsbauten der militärischen Infrastruktur darstellen.

Durch die Lage an den Bahngleisen hat der Komplex neben zeitgeschichtlicher und architektonischer auch eine städtebauliche Bedeutung. Die große innerstädtische Brache des Speicherareals soll durch private Investoren entwickelt werden. Mit dem Vorhaben der Raumressourcen GmbH, den westlichen Speicher als „Möglichkeitsraum“ zu entwickeln, wird für das gesamte Quartier ein offener Kultur- und Lebensraum geschaffen, auf dem die wichtigen weichen Standortfaktoren für zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner ihren Platz finden sollen.

Aus den Akteuren vor Ort hat sich der Speicherrat e. V. gebildet. Der Verein nahm bereits erfolgreich am Ideenwettbewerb des Bundesinstituts für Bau-, Stadt-

und Raumforschung (BBSR) „Mitmachen, gemeinsam machen: Wir gestalten den Strukturwandel in unseren Regionen“ teil und wurde als eines von 30 Projekten in den Regionen des Strukturwandels ausgezeichnet. Mit dem Projekt „Möglichkeitskosmos“ wird ein Ort für alle geschaffen, der im Sinne einer gemeinwohlorientierten Stadt- und Quartiersentwicklung als „Inkubator“ und „Bauhütte“ für Projekte und Ideen fungieren soll. Schon heute haben vor Ort durchgeführte öffentlichkeitswirksame Formate, wie ein Fahrradkonzert oder das SommerNachtsRaum(SoNaRa)-Festival großen Zuspruch – und das auf einem städtischen Areal, das fast vergessen war.

Der Speicher stellt niedrigschwellig nutzbare Flächen für unterschiedlichste Modelle von Arbeiten, Wohnen, kultureller Aktivität und Freizeit zur Verfügung. Er will einen Interaktionsraum bieten, der dem Austausch zwischen den Akteuren zur Entwicklung innovativer und sozialer Gestaltungsansätze dient, aber ebenso Ideen und Ansätze in die öffentliche Diskussion stellt. In einer Stadt, deren wirtschaftliche Entwicklung auf Impulse von außen angewiesen ist, ist die Möglichkeit einer vielfältigen kulturellen Selbstverwirklichung



Luftaufnahme eines der beiden alten Kornspeicher mit Übergang zur ehemaligen Großbäckerei, im Hintergrund Teile des Cottbuser Bahnwerkes.



Innenansicht des alten Kornspeichers in Cottbus mit Sackrutsche.

ein unbezahlbarer Standortfaktor. Nicht die Arbeitsstelle ist der Garant für eine wirtschaftlich positive Entwicklung, sondern die Arbeitskraft, die in Cottbus ihren Lebensmittelpunkt findet.

Der Tower – ein Ort der Willkommenskultur

Inmitten des in den nächsten Jahrzehnten entstehenden Lausitz Science Parks, einem Schlüsselprojekt des Strukturwandels in Cottbus, steht der alte Flughafen-Tower. Das 1934 errichtete Gebäude hieß ursprünglich „Befehlszentrale und Luftüberwachung“ und war Teil des bereits 1927 eröffneten Flughafens. Nach 1945 waren hier für einige Jahre sowjetische Streitkräfte stationiert, bevor die Nationale Volksarmee der DDR den Flugplatz für ein Jagdgeschwader und ein Kampfhubschraubergeschwader nutzte.

Heute steht das viergeschossige, nach der Wende von der Bundeswehr genutzte Gebäude mit ca. 750 qm Nutzfläche unter Denkmalschutz. Vom Dach des Towers hat man einen wunderbaren Blick auf den ehemaligen Flughafen, die alte Startbahn und die angrenzende Stadt. In Zukunft soll der Tower von Ausgründerinnen und Ausgründern der Brandenburgischen

Technischen Universität Cottbus-Senftenberg (BTU) im Rahmen des Projektes „Miss Columbia“ genutzt werden. Auch ein Café ist angedacht. Der Projekttitle nimmt Bezug auf den Atlantikflug von Clarence Duncan Chamberlin und Charles Albert Levine. 1927 flogen die Rekordpiloten mit der „Miss Columbia“ von New York nach Berlin, strandeten in Klinge, wurden zur Reparatur des Flugzeuges nach Cottbus gebracht und konnten dann ihren Flug fortsetzen.

Die inhaltlichen Schwerpunkte des zukünftigen Lausitz Science Parks werden sein: Energiewende und Dekarbonisierung, Gesundheit und Life Science, Globaler Wandel und Transformationsprozesse sowie Künstliche Intelligenz und Sensorik. Die BTU will hier Spitzenforschung und Transfer auf internationalem Niveau bündeln und so ein interdisziplinäres Innovationsnetzwerk sowie einen exzellenten Wissenschafts- und Technologiestandort entwickeln. Die großen Forschungsthemenbereiche verbinden universitäre und außeruniversitäre Wissenschaft mit den Bedürfnissen von Wirtschaft und Gesellschaft. Und mittendrin ein Erinnerungsort, der die Geschichte der gesamten Fläche bewahrt und inmitten eines rasanten Strukturwandels die Erinnerung wachhält.



Der Tower des ehemaligen Flugplatzes Cottbus, erbaut 1934.

Schätzungen zufolge birgt der Lausitz Science Park auf ca. 420 Hektar ein Potenzial von mindestens 10.000 Arbeitsplätzen – vom Akademiker bis zur Fachkraft, von der Erzieherin bis zur Managerin. Er soll Platz bieten für ca. 200 kleine und mittelständische Unternehmen, die hier zukünftig attraktive Arbeitsbedingungen, ein hochwertiges Forschungsumfeld und beste Rahmenbedingungen für Wissenschaft und Forschung, Innovation und Transfer finden werden. All dies wird Menschen in die Region ziehen. Das Projekt „Miss Columbia“ will dazu beitragen, indem es eine Willkommenskultur generiert, eine Atmosphäre, die zum Wohlfühlen und Bleiben einlädt, und das schon heute.

Quintessenz

Den Erinnerungsorten ist gemein, dass sie einen Platz haben zwischen Gedächtnis, Gedenken, Geschichte und Identitätskonstruktion. Sie stehen für ein Stück Cottbuser Geschichte, aber auch für den dauernden Wandel, dem die Stadt unterworfen ist. Sie haben das Potenzial, für die Cottbuserinnen und Cottbuser gerade in Zeiten eines grundlegenden Strukturwandels einerseits Ankerpunkte zu sein und andererseits Ausgangspunkte für das Ausprobieren neuer Formen gesellschaftlichen Miteinanders.

Den Städtischen Sammlungen Cottbus steht in Hinblick auf die Erinnerungsorte eine wichtige Rolle zu. Das Stadtmuseum ist das Gedächtnis auch für diese Erinnerungsorte. Es sammelt und dokumentiert deren Bedeutung in vergangenen wie auch in gegenwärtigen Zeiten. Das Museum ist damit wichtigster Partner bei der Weiterentwicklung dieser Orte und wird immer auch Forum zur Diskussion über diese Orte, deren Geschichte und Erinnerungskultur sein.

1 Joanna Seiffert, Tagungsbericht: Zwischen Gedächtnis, Geschichte und Identitätskonstruktion: Was ist ein Erinnerungsort und wie entsteht er? In: H-Soz-Kult, www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-123340 (27.11.2023).

2 Traute Lafrenz (1919–2023) war die letzte Überlebende der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“. Sie war 1944 und 1945 u. a. im Gefängnis in Cottbus inhaftiert. <https://www.menschenrechtszentrum-cottbus.de/historischer-ort/lafrenz/> (27.11.2023).

Original Digital

**Dataport
Kultur.
Kompetenzzentrum**

Wir bewegen Kultur & Wissenschaft.



Digitalisierung im Museum –
das geht auch öffentlich-rechtlich.

Wir begleiten Museen in die **digitale Zukunft!**

Ihre Aufgabe ist es, unser **kulturelles Erbe zu bewahren und zu vermitteln**. Unsere Aufgabe ist es, Sie dabei zu unterstützen, dies **digital** zu ermöglichen.

[040] 428 46-2020
kultur@dataport.de



Mehr Infos finden Sie unter:
→ www.dataport.de/kultur

Die Städtischen Sammlungen Cottbus Strukturwandel in Museum und Archiv

Steffen Krestin



Stadtarchiv (links) und Stadtmuseum in der Cottbuser Bahnhofstraße, links im Vordergrund die „Blaue Uhr“.

Vorbemerkungen

Das Stadtmuseum Cottbus/Chósebus ist Teil der Städtischen Sammlungen, in denen auch das Stadtarchiv und das Wendische Museum organisiert sind. Inhaltlich sind die Sammlungen auf die Stadt Cottbus/Chósebus, die Region des ehemaligen Bezirkes Cottbus und die Niederlausitz ausgerichtet.

Die Lausitz erfuhr in den letzten fünfhundert Jahren mehrere Phasen struktureller Umbrüche. Diese waren immer verbunden mit technischen Innovationen und Migrationsprozessen. Im Zusammenhang mit diesen wirtschaftlichen Strukturveränderungen erfolgten massive Eingriffe in die Landschaft und den Naturraum sowie grundlegende Eingriffe in die Siedlungsstruktur und damit auch in die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen in den Dörfern und Städten. In diesem historischen Bogen wird zugleich deutlich, dass die „gegenwärtige Transformation des Industriesystems mit den klassischen Industrie- und Bergbaufolgelandschaften einen neuen Kulturland-

schaftstypus“¹ zur Folge haben wird. Traditionelles und Altbewährtes wird in Frage gestellt, neue Anforderungen prägen die Diskussionen und werden die Landschaft sowie die Städte und Dörfer nachhaltig verändern. Diesem gegenwärtigen Prozess stehen historische Strukturveränderungen und gesellschaftliche Brüche gegenüber. Gerade die Lausitz als historisches Nebenland bedeutender staatlicher Strukturen erweist sich als eine Landschaft, die durch den Wandel geprägt ist.

Die aktuellen Entwicklungen, der Ausstieg aus der Braunkohle und der Aufbau alternativer Energiesysteme, aber auch die Veränderungen in der industriellen Landschaft der Region erfordern für die Niederlausitz einen erneuten tiefgreifenden Strukturwandel: „Verabschiedet man sich von der Vorstellung, dass der (erneute oder fortdauernde) Strukturwandel eine reine Erfolgsgeschichte ohne Verlierer sein wird, und lernt man aus den Fehlern, die in der Transformationsphase nach 1990 gemacht worden sind, ist die Gelegenheit da, dass mit dem Braunkohleabbau 2038, gegebenen-

falls früher, auch der Status als ‚Sorgenregion‘ endet. Dazu wäre es hilfreich, die Lausitzerinnen und Lausitzer selbst als Akteure ernst zu nehmen, Raum für neue Ideen zu schaffen und vorhandenes Engagement zu unterstützen. Das industriekulturelle Erbe gilt es dabei ebenso zu pflegen wie die reiche Geschichte und Kultur jenseits der Braunkohle in dieser Grenzregion im Herzen Europas.“²

Strukturwandel im Rückblick

Immer aber hat diese Rohstoffnutzung einen Einfluss auf die Ausgestaltung der Gesellschaft und der menschlichen Siedlungen. Daraus resultieren auch Veränderungen der Kulturlandschaft in historischen Epochen. „Jeweils zeitgenössische Technologien führen genauso wie unterschiedliche Wirtschaftsformen, Gesellschaftstheorien, aber auch Vorstellungen und Leitbilder über Naturschutz, Landnutzung und Ideallandschaften zu je spezifischen Veränderungsprozessen.“³ Der Bogen spannt sich damit von der Nutzung von Holz bzw. Holzkohle für Bronze- und Eisenguss sowie für die Glasherstellung über die Nutzung der Braunkohle seit dem 19. Jahrhundert für Textil- und Glaswerke bis hin zu Braunkohle für Briketts und Koks in der DDR und Energie in Form von Gas und Strom bis in die Gegenwart. Eine Gegenwart, in der jenseits fossiler Brennstoffe neue Energietechniken für die Zukunft gesucht werden. Den Spuren dieser historischen Transformationsprozesse kann man sowohl in der Landschaft als auch in den Sammlungen von Museen und Archiven folgen.

Ein erster Strukturwandel war verbunden mit der Nutzung von Raseneisenerz, die entscheidend war für den Aufbau der Festung Peitz ab 1554⁴. Das Hüttenwerk in Peitz wurde die Rüstkammer des Landes.⁵ Ein anderes industrielles Zentrum entstand ab 1725, als Freifrau von Löwendal den „Lauch-Hammer“ als Eisenwerk errichten ließ.⁶ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewann neben dem Eisenkunstguss der Bronzeguss größere Bedeutung in Lauchhammer. Das Werk wurde international tätig und war auf den großen Kunstausstellungen vertreten. Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich das Werk als Bronze-

glockengießerei, und nach 1945 entstanden zahlreiche bedeutende Kunstwerke in Lauchhammer.

Mit dem Aufbau einer Glasindustrie im 18. Jahrhundert erlebte die Region erneut einen strukturalen Umbruch, der für mehr als zwei Jahrhunderte das Leben in den Städten und Dörfern prägte. „Der wichtigste Standortfaktor, an den die Glashütten im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebunden waren, war das Holz. Es wurde in enormen Mengen als Feuerungsmaterial sowie zur Herstellung des Flußmittels Pottasche gebraucht. Zur Erzeugung von 1 kg Glas waren bis zu 7,5 kg Holz nötig.“⁷ Daneben wurde Glassand benötigt, der in vielen Regionen der Lausitz vorhanden war. So erfolgte, zumeist durch die Grundbesitzer, die Gründung zahlreicher Glashütten. Die erste Glashütte entstand 1700 in Friedrichsthal.⁸ Um 1900 existierten in der Lausitz mehr als 75 Glasfabriken, die Dörfer entwickelten sich zu Siedlungen für Industriearbeiter. Neben Tafelglas wurden Flaschen und Gläser für die chemische, pharmazeutische und chemisch-technische Industrie produziert. Darüber hinaus wurden aber auch Gläser für den Haushaltsbedarf hergestellt.⁹ In den 1930er Jahren entwickelte sich die Lausitzer Glasindustrie zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig und insbesondere die Vereinigten Lausitzer Glaswerke AG entfalten unter dem Designer Wilhelm Wagenfeld ein Programm, dessen Formensprache über Jahrzehnte für die Glaswerke in Weißwasser bestimmend wurde. Mit der Verwaltungsreform in der DDR entstanden 1952 neue administrative Strukturen, der Bezirk Cottbus wurde nun zu einem Zentrum der Glasherstellung und der Braunkohleindustrie.

Die Industrialisierung der Niederlausitz war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert wesentlich geprägt durch den Ausbau der Textilindustrie, vor allem in den Städten Cottbus, Guben und Forst. So wurden in Guben um 1828 etwa 10.000 Tuche hergestellt¹⁰ und bereits 1846 wurde die Stadt an das neu entstehende Eisenbahnnetz angebunden. Im 20. Jahrhundert wurde die Stadt ein Zentrum der Hutfabrikation und ab 1964 produzierte das dortige Chemiefaserwerk unter anderem die bekannte Chemiefaser „Dederon“. Damit wurde mit dem ab 1960 erbauten Erdölverarbeitungswerk Schwedt/Oder und dem 1968/69 errichte-



Die „Blaue Uhr“ an ihrem ursprünglichen Standort im Stadtzentrum von Cottbus/Chóśebuz

ten Textilkombinat in Cottbus eine geschlossene Produktionskette entlang der deutsch-polnischen Grenze entwickelt.

„In der Lausitz kann sich die ‚große Industrie‘, die vor allem auf der monopolistischen Ausbeutung der Ressource Braunkohle beruhte, erst wirksam entfalten, nachdem zwei wichtige Voraussetzungen erfüllt sind: die verkehrstechnische Erschließung der Lausitzer Heide und die Entwicklung Berlins zur Hauptstadt des deutschen Nationalstaats.“¹¹ Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Braunkohlevorkommen erschlossen. Im ausgehenden 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewann die Braunkohle zunehmend an ökonomischer Relevanz. Moderne Technologien der Braunkohleveredlung und des Braunkohleabbaus haben in der Lausitz ihren Ursprung: Die erste Brikettfabrik Europas steht in Domsdorf und die erste Förderbrücke der Welt wurde in Plessa in Betrieb genommen. Die bereits vor 1914 begonnene Errichtung von Kraftwerken zur Stromversorgung wurde weiter fortgesetzt mit den Kraftwerksbauten in Hirschfelde (1911), Trattendorf (1915), Lauta (1917) und Plessa (1926).¹² Mit dem weiteren Ausbau der Braunkohleindustrie und der zunehmenden Elektrifizierung erhöhte sich die Nachfrage nach dem fossilen Brennstoff und das Landschaftsbild der Niederlausitz veränderte sich dramatisch. Die Region wurde zu einer Industriekulturlandschaft. Ortsabbrüche¹³, Grundwasserabsenkungen und die Verlegung von Flüssen beeinflussten das Landschaftsgefüge nachhaltig. Der extensive Ausbau der Braunkohle-

industrie nach dem Kohle- und Energieprogramm vom 21. März 1957¹⁴ führte zu einer massiven Steigerung des Abbaus von Braunkohle. „Seit Gründung der DDR schwankt der Anteil der Braunkohle an Braunkohleproduzent der Deckung des Primärenergiebedarfs zwischen 65 und 90 Prozent. [Daher] ist die DDR damit in der Lage, den größten Teil ihres Energieverbrauchs, nämlich rund 70 Prozent, mit eigenen Rohstoffen abzusichern.“¹⁵

Die Wiedervereinigung 1990 brachte auch für die Niederlausitz einen erneuten Strukturwandel mit sich. Wirtschaftliche Strukturen wurden obsolet, gesellschaftliche Strukturen unterlagen einer intensiven Neugestaltung.

Museen und Sammlungen als Spiegelbild struktureller Wandlungen

Mit der zunehmenden Urbanisierung im 19. Jahrhundert verlagerte sich der Schwerpunkt der Entwicklung in die Städte. Begleitet wurde dieser Prozess von der wachsenden Selbstidentifikation des Bürgertums und der Ausbildung einer „bürgerlichen Kultur“. Dies manifestierte sich unter anderem in einer Hinwendung zu Kunst, Kultur und Wissenschaft. So entstanden Geschichtsvereine, Sammlungen und Museen. Diese erwiesen sich in Zeiten des Umbruchs an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als Zentren kultureller und regionaler Identität. Erwähnt seien hier beispielhaft die Gründung der Museumsvereine in Forst (1898),

Lübbenau (1899) und Guben (1900). In Cottbus/Chósebez zeigte die bereits 1884 in Calau gegründete Niederlausitzer Gesellschaft für Geschichte und Anthropologie ab 1887 eine erste Ausstellung.

Betrachtet man den Strukturwandel als einen permanenten historischen Prozess, so folgt daraus, dass sich seine Spuren in den Sammlungen der Museen finden müssen. Die Entstehung einer musealen Sammlung, die Geschichte des einzelnen Museums und deren historische Verortung in der Stadtgesellschaft resultieren aus einer aktiven Sammlungstätigkeit in der Vergangenheit. Damit spiegeln diese Sammlungen auch die historischen Brüche und somit die verschiedenen strukturalen Änderungen der Gesellschaft wider.

Historische Brüche in den musealen und archivalischen Sammlungen Cottbus/Chósebez

Die heute vielfältige Cottbuser Museumslandschaft¹⁶ blickt auf eine wechselhafte Geschichte zurück, die geprägt ist von Brüchen und Zäsuren.

Ihren Ursprung hatte die Cottbuser Sammlung in der 1887 begründeten Ausstellung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. Während in den ersten Jahren hier überwiegend Exponate aus privaten Sammlungen gezeigt wurden, erfolgte bald der zielgerichtete Aufbau und Ausbau einer Sammlung. Anlässlich des zwanzigjährigen Jubiläums der Niederlausitzer Gesellschaft wurde 1904 in Cottbus in der Hubertstraße eine Ausstellung eröffnet, in der unter anderem mehr als 2.000 vorgeschichtliche Tongefäße, wendische Kleidungsstücke sowie Gerätschaften aus den letzten zwei Jahrhunderten, Stadtbilder, Straßenpläne, Zinngerätschaften der Innungen und aus „Privatbesitz geliehene Objekte“¹⁷ präsentiert wurden.

Der Gründung des Kunstvereins Cottbus im Jahr 1916 folgte der Aufbau der Kunstsammlung, deren bedeutendster Sammlungsbestand die Arbeiten des in Cottbus geborenen Carl Blechen werden. Einmal mehr wird damit auch der bürgerliche Stolz auf die eigene Geschichte und die Persönlichkeiten vergangener Epochen betont. Bis 1925 wurden die Ausstellungen aus den Beständen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, dem Historischen Heimatverein Cottbus (gegründet 1905), dem Cottbuser Kunstverein (gegründet 1916), der Stadt Cottbus und aus privaten Sammlungen an verschiedenen Orten gezeigt. 1925 übernahm die Stadt dann das Haus des Cottbuser Kaufmanns Liersch und richtete hier das Städtische Museum ein.¹⁸ Zehn Jahre später wurde das Haus am Neumarkt abgerissen und die Sammlun-

gen wieder aufgeteilt. Während im ehemaligen Gymnasium an der Oberkirche das neue „Heimatmuseum“ eingerichtet wurde, gründete man im ehemaligen Logengebäude das „Niederlausitzer Landesmuseum für Vorgeschichte“ und präsentierte hier auch die Kunstsammlung der Stadt. Die Zerstörung des Museumsgebäudes, Auslagerungen und Plünderungen brachten am Ende des Zweiten Weltkriegs beträchtliche Verluste für die Cottbuser Sammlungen mit sich.¹⁹

Es galt, die verbliebenen Bestände wieder zusammenzuführen und einen neuen Ort für das Museum zu etablieren. Zwischen 1947 und 1990 wurden die Sammlungen im Schloss Branitz präsentiert, von 1960 bis 1990 fungierte das Cottbuser Museum als Bezirksmuseum. Damit verbunden war ein Ausbau der Sammlungstätigkeit in den Bereichen Naturkunde, Archäologie und eine verstärkte Sammlungstätigkeit im damaligen Bezirk, um dessen kulturelle und wirtschaftliche Geschichte zu dokumentieren. Heute umfassen die Sammlungen der drei städtischen Einrichtungen (Stadtmuseum, Wendisches Museum und Stadtarchiv) etwa eine Million Objekte. Geprägt ist diese Sammlung seit den 1960er-Jahren auch durch den wachsenden Braunkohletagebau in der Region. Geologische und archäologische Grabungen dokumentieren diese Eingriffe in die Landschaft ebenso wie umfangreiche kulturgeschichtliche Sammlungen zur Region, in der Sorben und Wenden beheimatet sind.

Damit spiegelt die Geschichte des Museums viele gesellschaftliche Brüche der letzten 150 Jahre. Die musealen Objekte dokumentieren einerseits strukturelle gesellschaftliche Veränderungen, sind aber zugleich Beleg einer sich permanent wandelnden Sammlungstätigkeit des Museums, seiner Ausstellungen und Vermittlungsstrategien. Ob es um die Entwicklung der Industrie in einer Region, um den Anschluss an moderne Verkehrsmittel oder um den Ausbau von Stadt und Landschaft geht – Objekte dazu finden sich in allen unseren Sammlungen. Rechnen wir noch die Bestände des Stadtarchivs und die Spezialbibliothek hinzu, so dokumentieren die Cottbuser Städtischen Sammlungen die naturhistorische, die historische, politische und wirtschaftliche Entwicklung von Cottbus/Chósebez und der Niederlausitz.

Die Eingriffe in die Natur und in die historische Kulturlandschaft haben mittlerweile so dramatische Auswirkungen angenommen, dass die Sammlung, aufbauend auf der bisherigen Strategie, heute insbesondere diese Veränderungen in den Blick nehmen muss. Nehmen wir die gerade erst aktualisierte Fassung der Museumsdefinition von ICOM als Handlungsmaxime: Danach wird das Museum beschrieben als „ein Ort der Gesellschaft, der materielles und immaterielles Erbe

erforscht, sammelt, bewahrt, interpretiert und ausstellt. Öffentlich zugänglich, barrierefrei und inklusiv, fördern Museen Diversität und Nachhaltigkeit. Sie arbeiten und kommunizieren ethisch, professionell und partizipativ mit Communities. Museen ermöglichen vielfältige Erfahrungen hinsichtlich Bildung, Freude, Reflexion und Wissensaustausch.“²⁰ Dann erweitert sich der Auftrag für Museen, insbesondere in Zeiten tiefgreifender struktureller Veränderungen über das Sammeln und Bewahren der Sachzeugnisse hinaus: Es gilt nun auch, das immaterielle Erbe zu bewahren – gerade im Wendischen Museums spielt dies eine besondere Rolle.

Zunehmende Bedeutung bekommen die Ergebnisse der Oral History als Quellen der Erforschung und Vermittlung von Zeitgeschichte. Dies trifft zum Beispiel auf die Erinnerungen und Erfahrungen von Bürgerinnen und Bürgern aus der Zeit des politischen Umbruchs 1989/1990 und die damit verbundenen Transformationsprozesse zu. Verstehen wir unsere Sammlungstätigkeit als Grundlage für einen tiefgreifenden demokratischen Bildungsauftrag, so berührt dies eine zentrale Aufgabe des Museums: das Thema Vermittlung. Dies scheint angesichts der zunehmenden gesellschaftlichen Probleme und der daraus erwachsenden Notwendigkeit politischer Bildung, Demokratiebildung und historischer und naturkundlicher Wissensvermittlung immer dringender geboten zu sein.

Strukturwandel heute

Museen sind aber auch angehalten, aktuelle Wandlungsprozesse und gesellschaftliche Veränderungen zu dokumentieren. Themen unserer Gegenwart sind Diversität, Klimawandel, Nachhaltigkeit. Darüber hinaus stellen sich zunehmend Fragen einer Migrationsgesellschaft. Wie gehen wir als Museum damit um? Wie nutzen wir unsere Sammlungen und Bestände und wie

bringen wir uns in die Stadtgesellschaft ein? Welche Objekte nehmen wir heute in die Sammlung auf?

Mit unseren Ausstellungen greifen wir Themen auf, die gegenwärtig diskutiert werden. Unsere Ausstellungen – auf den ersten Blick historische bzw. naturkundliche Ausstellungen – werden immer auch um aktuelle Bezüge ergänzt. Ein Beispiel dafür ist das Stadtentwicklungsprojekt Cottbuser Ostsee, dessen Flutung im April 2019 begonnen hat und das einen entscheidenden Wandel in der strukturellen und räumlichen Entwicklung der Stadt Cottbus/Chóšebuz mit sich bringt. Mit unserem Projekt „Sportlich auf dem Weg zum Ostsee“ beteiligte sich das Museum 2017 bis 2019 aktiv an Diskussionen in der Stadt über die Perspektiven im Rahmen des aktuellen Strukturwandels. Dazu gehörte neben der im Museum präsentierten Ausstellung der Schritt in den Stadtraum. Zum einen konnten wir am Ufer des zukünftigen Cottbuser Ostsees einen Ausstellungscontainer platzieren, der noch heute den Besucherinnen und Besuchern Informationen zur Geschichte des ehemaligen Tagebaues und den hier devastierten Dörfern und der veränderten Naturlandschaft präsentiert, aber auch die geplante Neugestaltung vorstellt. Zum anderen haben wir in zahlreichen Gesprächsrunden, die auch außerhalb des Museums stattfanden, verschiedene Aspekte des Wandels der Stadt und ihrer Gesellschaft diskutiert.

Ein weiteres Projekt, mit dem wir als Museum neue gesellschaftliche Gruppen einbeziehen, ist das Projekt MigOst²¹. In Kooperation mit der Technischen Universität Dresden öffnen wir das Museum für migrantische Gäste. In einer ersten Phase haben wir in Gesprächsrunden die Ausstellung des Museums befragt, in einer zweiten Phase wollen wir 2024 in der Ausstellung Interventionen einfügen und neue Perspektiven eröffnen.

Verstärkt setzen wir in der Vermittlung auf Aspekte der politischen Bildung. Das Stadtmuseum beteiligt sich



Blick in die 2020 eröffnete neue Dauerausstellung im Wendischen Museum Cottbus/Chóšebuz

aktiv an zahlreichen Kooperationen mit verschiedenen Vereinen und ist Mitglied der AG Politische Bildung der Stadt Cottbus²². Zentrale Aufgabe dabei ist, gemeinsam mit anderen Akteuren den gesellschaftlichen Wandel zu thematisieren und mitzugestalten.

Im Rahmen des Strukturwandels wird gegenwärtig auch der Standort des Museums neu betrachtet. Hier gilt es, die Situation der Depots zu verbessern, bessere Arbeitsbedingungen zu ermöglichen und das Archiv und Museum als Forschungsstätte attraktiver zu gestalten. Gegenwärtig werden mehrere Perspektiven geprüft. Während eine Option am Standort des Menschenrechtszentrums Cottbus zahlreiche Akteure der Bildung und Vermittlung zusammenführen würde,²³ könnte eine zweite Möglichkeit das Museum am Standort des 1968 eröffneten früheren „Konsument Warenhauses“ mitten im Zentrum der Stadt etablieren.

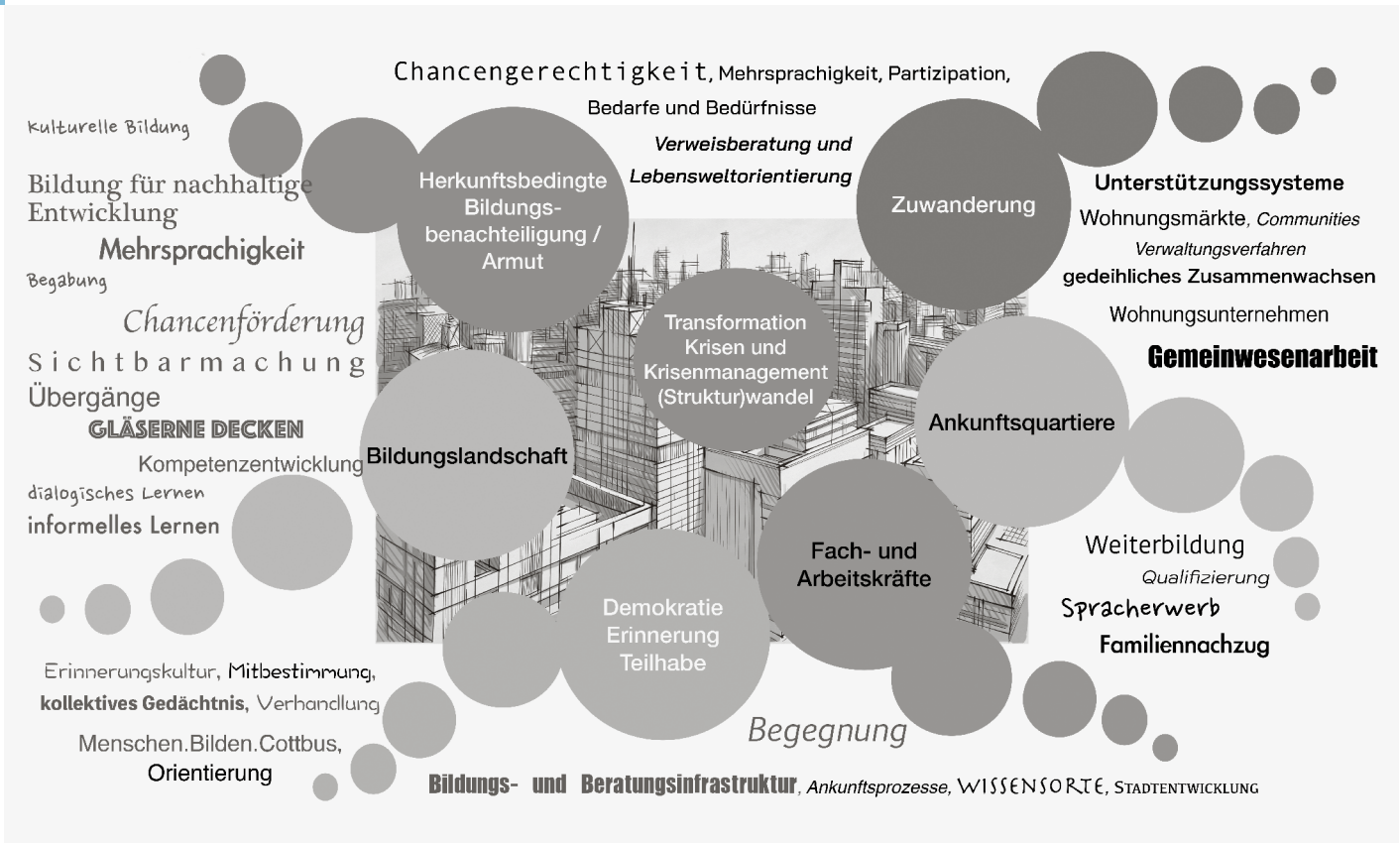
Die Beispiele zeigen, wie die beiden Museen und das Archiv in den aktuellen Strukturwandel involviert sind. Als Sinnbild dafür könnte die unmittelbar neben dem Museum und Archiv aufgestellte „Blaue Uhr“ stehen. Sie war einst Symbol des neuen Stadtzentrums und stand auf der 1974/75 erbauten Fußgängerbrücke. Mit dem weitestgehenden Abriss dieses innerstädtischen Komplexes wurde sie zunächst eingelagert und verschwand aus der gesellschaftlichen Erinnerung. Mit dem Wiederaufbau am neuen Standort 2012 ermöglicht sie zum einen Erinnerung an einen Abschnitt der Cottbuser Geschichte und signalisiert zum anderen aber auch den Wandel und den Beginn einer neuen Epoche.

- 1 Vgl. Günter Bayerl und Torsten Meyer, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Die Veränderung der Kulturlandschaft. Nutzungen – Sichtweisen – Planungen, Münster u.a., 2003, 1.
- 2 Anne Seibring, Editorial, Slawische Besiedlung, Landausbau um 1200, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 3. Februar 2020, Nr. 6–7, 3.
- 3 Bayerl/Meyer, 2003, 1f.
- 4 Richard Hilpert, Die Stadtbefestigung von Cottbus, unveröff. Manuskript, 3.
- 5 Der Heimatwanderer Nr. 51 (1929), 4.
- 6 Hans Joachim Behnke, Rezension zu Tim S. Müller, Gosda/Niederlausitz. Landnutzungswandel einer ostelbischen Gutsherrschaft zwischen „Ökonomischer Aufklärung“ und anbrechendem Industriezeitalter (1790–1860), in: Niederlausitzer Studien, H. 38, hg. von der Niederlausitzer Gesellschaft für Geschichte und Landeskunde e.V., Cottbus 2012, 191ff.
- 7 Elke Keil, Die Entwicklung der Glasindustrie auf dem Territorium des heutigen Bezirkes Cottbus von den Anfängen bis zur Gegenwart, Fachschulabschlussarbeit an der Fachschule für Museologie Leipzig 1976, unveröff. Manuskript, 9.
- 8 Ebd., Anlage 4: Die Standorte der Glashütten auf dem Territorium des heutigen Bezirkes Cottbus seit Anfang des 18. Jahrhunderts.
- 9 Ebd., 86 ff.
- 10 Paul Grünitz, Die Revolution von 1848 in Guben, in: Gubener Heimatkalender 1972, 74.
- 11 Matthias Baxmann, Vom Plützenland zum Energiebezirk, hg. von der Internationale Bauausstellung Fürst-Pückler-Land, Dresden 2004 (Zeitmaschine Lausitz), 13.
- 12 Vgl. Robert Seidel, Auf verlorenem Posten im Reich der Braunkohle? Von den Anfängen der Niederlausitzer Tuchindustrie bis zur Errichtung des Textil- und Konfektionsbetriebes Cottbus im Kohle- und Energiebezirk der DDR, 2013, Masterarbeit BTU Cottbus-Senftenberg, unveröff. Manuskript, 31.
- 13 Vgl. dazu Marion Quitz (Hg.), Verlorene Heimat. Der Bergbau und seine Auswirkungen auf Kirchen und Kirchengemeinde der Ober- und Niederlausitz, Cottbus 2007.
- 14 Am 21. März 1957 beschloss der Ministerrat der DDR das Kohle- und Energieprogramm der DDR, in dessen Folge u.a. das Kraftwerk in Lübbenau (1959) und das Kraftwerk Vetschau (1964) errichtet wurden.
- 15 Joachim Kahlert, Die Energiepolitik der DDR. Mängelverwaltung zwischen Kernkraft und Braunkohle, hg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1988, 10.
- 16 Neben den Städtischen Sammlungen gehören heute zur Cottbuser Museumslandschaft das Brandenburgische Landesmuseum für moderne Kunst, das Apothekenmuseum und die Stiftung Park und Schloss Branitz.
- 17 Jahresbericht über die Hauptversammlung 1904 in Cottbus, in: Niederlausitzer Mitteilungen, Zeitschrift bzw. Jahrbuch der Niederlausitzer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, Cottbus, 1904, 224 ff.
- 18 Vgl. Fritz Schmidt, Das Städtische Museum zu Cottbus. Kurzer Führer, hg. von der Lausitzer Landes-Zeitung Cottbus, Cottbus 1925.
- 19 Vgl. zuletzt: Christian Hirte, Katalog der „Sammlungsschicksale“, in: Museumsblätter, Heft 42, 2023, 28–93, hier 36f.
- 20 <https://icom-deutschland.de/de/nachrichten/147-museumsdefinition.html> (07.11.2023).
- 21 <https://www.damost.de/projekte/migost/> (07.11.2023).
- 22 https://www.cottbus.de/stadtverwaltung/d11/bildung_integration/bildungsbuero/politische_bildung/ (09.11.2023).
- 23 Vgl. den Beitrag von Heidi Pinkepank in diesem Heft.

Cottbus/Chósebus ist vielfältig

Bildung und Integration im strukturellen Wandel der Stadt

Stefanie Kaygusuz-Schurmann



Als Leiterin des Fachbereichs Bildung und Integration der Stadt Cottbus/Chósebus bin ich für zwei Bereiche verantwortlich, die in Kommunen häufig unter dem Fokus der „Freiwilligkeit“ subsumiert werden. Hinter dem Bereich „Integration“ steht für mich das gute Ankommen, das Hierbleiben, das Begleiten von Menschen, die ohne eine deutsche Staatsbürgerschaft nach Cottbus/Chósebus kommen. Im Bereich „Bildung“ sind wir für den „non-formalen“ Teil zuständig, also die Bildungsbereiche, die nicht vordergründig mit der Institution Schule zu tun haben.

Beides sind Themen, an denen sich schnell zeigt, ob und wie eine Kommune es schafft, mit gesellschaftlichen Veränderungen und Verwerfungen umzugehen. Es sind Themen, die den Kitt der Gesellschaft definieren. An meiner Bürotür hängt ein Zitat, das Aristoteles zugeschrieben wird und das ich sehr passend für

meine Arbeit finde: „Eine Stadt besteht aus unterschiedlichen Menschen, ähnliche Menschen bringen keine Stadt zuwege.“ Es ist mir wichtig, immer wieder zu vermitteln, dass es gut ist, dass wir divers sind. Und es ist eine Tatsache, dass Cottbus/Chósebus schon immer divers war. Ich sehe es als meinen Auftrag, den Ausbau von Ambiguitätstoleranz in Cottbus/Chósebus zu unterstützen. Also Menschen bei dem Erkenntnisprozess zu begleiten, dass es nicht schlimm ist, wenn es Widersprüchliches in einer Stadt gibt und dass es aushaltbar ist, mit Ambivalenzen zu leben.

Im Zusammenhang mit meinem Beitrag für die Tagung Zukunft.Stadt.Museum habe ich mich mit dem Thema „Erinnerungskultur“ auseinandergesetzt und dabei wieder einmal festgestellt, wie wichtig es ist, in den aktuellen Debatten immer auch Vergangenes mitzudenken. Betrachtet man die Geschichte, fällt auf, dass

die Menschen in der Region Cottbus/Chóšebuz eigentlich mit Wandel, Transformationsprozessen und Krisen vertraut sind. Trotzdem gibt es das Gefühl, dass man bei jedem neuen Transformationsprozess wieder am Anfang steht und über ähnliche Dinge diskutiert. Der Erinnerungswissenschaftler Nikolai Eplée stellt die These auf, dass solche Phänomene immer dann auftauchen, wenn die Verarbeitung der Vergangenheit noch unabgeschlossen ist; dass also kein neuer Zyklus beginnen kann, bevor nicht ein alter auch wirklich in Gänge abgeschlossen ist.

Ich möchte im Folgenden sechs Themenbereiche vorstellen, die meiner Ansicht nach mit der Bewältigung von Krisen und Strukturwandel in engem Zusammenhang zu betrachten sind.

Zuwanderung

Cottbus/Chóšebuz ist eine Stadt mit einer langen Zuwanderungsgeschichte. Beispielsweise ist der Stadtteil Sachsendorf Ende des 18. Jahrhunderts durch Migration aus Sachsen entstanden. Ein jüngeres Beispiel ist eine Gruppe von Migrant*innen aus Chile, die nach dem Putsch von 1973 nach Cottbus/Chóšebuz gekommen und hier geblieben sind. Es gab gerade erst Anfang September 2023 ein Treffen dieser Cottbuser Community anlässlich des 50. Jahrestages des Putsches, der damit in die Erinnerungskultur der Stadt Eingang gefunden hat.

Der positive Bevölkerungssaldo der letzten Jahre ist vor allem der Zuwanderung von nichtdeutschen Personen zu verdanken. Wir haben 2014 noch einen Anteil von nichtdeutschen Menschen von vier Prozent gehabt. Heute sind wir bei 12 Prozent. In den Jahren von 2015 bis 2018 und dann noch einmal 2022 nach Beginn des Ukrainekriegs kamen vor allem Geflüchtete. Aber wir haben auch eine zunehmende Zuwanderung von internationalen Studierenden, von denen sich einige auch vorstellen können, in Cottbus/Chóšebuz zu bleiben. Diese Studierenden kommen wegen der Ausrichtung der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg (BTU) auf englischsprachige Bachelor- und Masterabschlüsse. Mittlerweile machen internationale Studierende 40 Prozent der Studierendenschaft der BTU aus und es ist bemerkenswert, dass nicht wenige von ihnen sagen: „Cottbus ist eine interessante Region, da würde ich mich gerne einbringen.“

Zum jüngsten Bevölkerungswachstum trägt auch die Anwerbung von Fachkräften bei. Viele Betriebe, die sich hier ansiedeln, werben Fachkräfte an, die wiederum ihre Familien nachziehen.

Ankunftsquartiere

Ankunftsquartiere sind in meinem Arbeitsbereich ein wichtiges Thema. Wenn man das Thema anspricht, richtet sich der Blick zuerst auf die Quartiere, in denen eine hohe Fluchtzuwanderung stattgefunden hat. Grundsätzlich ist es aber notwendig, gemeinwesen- und stadtteilorientiert zu denken. Es geht darum, zu prüfen: Haben wir die Infrastruktur, die wir brauchen, damit es zu einem Austausch mit den Menschen in der Nachbarschaft kommt? Welche informellen Orte der Selbstorganisation, Orte der Begegnung brauchen wir? Welche Ressourcen und Stärken liegen in informellen Netzwerken und Unterstützungsstrukturen, insbesondere von migrantischen Communities? Welche Wirtschaftskraft liegt in der migrantischen Ökonomie und welche Hilfe zur Selbsthilfe? Das sind Punkte, die wir mit den Kolleginnen und Kollegen der Stadtentwicklung oft diskutieren.

Es geht aber auch um die wichtige Frage: Wo und wie werden Konflikte in Quartieren zwischen neu Hinzugezogenen und den sogenannten Alteingesessenen verhandelt? Wir haben zum Beispiel festgestellt, dass es sich bei vielen scheinbar kulturell aufgeladenen Konflikten eigentlich eher um Generationskonflikte handelt. Wenn eine Familie mit vielen kleinen Kindern in ein Haus zieht, in dem in den letzten Jahren nur ältere Menschen gewohnt haben, geht es gar nicht so sehr darum, woher diese Familie stammt. Es geht eher um Fragen von Ruhebedürfnis und unterschiedlichen Tagesabläufen. Und uns treibt die Frage um: Wie können wir das miteinander verhandeln?

Fach- und Arbeitskräfte

Ein wichtiges Thema ist natürlich der Zuzug von Fach- und Arbeitskräften. In der Cottbuser Geschichte – das zeigt vor allem der Beitrag von Steffen Krestin in diesem Heft – gab es in dieser Hinsicht immer wieder Wellenbewegungen. Wir hatten in Zeiten der Industrialisierung und in der DDR-Zeit große Zuwanderung nach Cottbus/Chóšebuz. Nach 1990 folgte eine Abwanderungswelle. Jetzt haben wir – hoffentlich – wieder eine Zuwanderung.

Für meinen Arbeitsbereich ergibt sich daraus die Frage: „Was braucht es, um hier gut anzukommen?“ Wir haben gemeinsam mit der Entwicklungsgesellschaft Cottbus (EGC) sowie der Industrie- und Handelskammer (IHK) im August 2023 in Cottbus/Chóšebuz das „Welcome Center“¹ eröffnet. Das ist ein erster Anlaufpunkt für Menschen, die in die Stadt kommen – um vielleicht zu bleiben. Schon nach der kurzen Zeit konnten wir feststellen, dass es ein gut funktionierender

Ansatz ist, Menschen eine Orientierung in der Stadt zu geben, auch wenn sie so klein ist wie Cottbus/Chóšebuz. Wir haben aber auch festgestellt, dass Fragen von zirkulärer Migration zunehmend eine Rolle spielen: Was ist, wenn ich hier angeworben wurde, aber eine Familie habe, die in meinem Herkunftsland bleiben wird? Wie kann ich „im Fluss“ in der Welt unterwegs sein? Und was macht das mit einer Stadtgesellschaft? Wie viel von anderen Kulturen oder anderen Lebensperspektiven kommen hierher und wie können sich diese mit der hiesigen Kultur vermischen? Mehrsprachigkeit spielt dabei eine große Rolle, auch mit Blick auf unser Nachbarland Polen. Das werden die großen Herausforderungen auch für die nächsten Jahre sein.

Demokratie, Erinnerung und Teilhabe

Als Leiterin des Fachbereichs Bildung und Integration der Stadt Cottbus/Chóšebuz bin ich Teil der AG Politische Bildung,² einem Zusammenschluss von Akteuren der politischen Bildungsarbeit in der Stadt.

In der AG setzen wir uns mit den Ursachen der aktuellen gesellschaftlichen Probleme auseinander: der zunehmenden Spaltung der Gesellschaft, den Ängsten, der Verunsicherung. Dabei taucht zwangsläufig die Frage auf: Haben wir die beiden vergangenen Diktaturen genügend aufgearbeitet? Der Bezirk Cottbus hatte in der DDR eine besonders hohe Dichte an offiziellen und inoffiziellen Stasi-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern. Was macht so etwas mit einer Gesellschaft? Was hat das mit meiner Elterngeneration gemacht? Was macht das mit mir als Nachfolge- oder „Wendegeneration“? Und vor allen Dingen: Was macht das mit den jungen Menschen, die nach dem Ende der DDR aufgewachsen sind und die sich jetzt im Rahmen unserer Themenwoche – selbstgewählt – mit der Frage beschäftigen wollen: Haben wir eine Ostidentität? Und wenn ja, wie sieht die aus? Und wenn nein, warum frage ich mich das eigentlich? Das Nachdenken darüber kann unter Umständen dabei helfen, über internalisierte Vorurteile und Selbstverständlichkeiten hinwegzukommen.

Herkunftsbedingte Bildungsbenachteiligung

Ein Punkt, der bei uns im Bereich eine riesig große Rolle spielt, ist die Frage der herkunftsbedingten Bildungsbenachteiligung und der Armut. Cottbus/Chóšebuz ist einsamer Spitzenreiter in Brandenburg mit einer Kinderarmutsrate von 24 Prozent. Ich finde, das ist unglaublich. Vor allen Dingen sind davon migrantische Kinder betroffen, aber nicht nur. Das ist auch eine Form von Spaltung der Gesellschaft, von

Ausschluss, von Nichtteilhabe. Hier kann ein Museum im Sinne der aktuellen ICOM-Museumsdefinition als dritter Ort hilfreich sein, also als Ort, der nicht kommerziell orientiert ist und an dem Kinder und Jugendliche unabhängig von finanziellen Fragen an Bildung partizipieren können bzw. Teilhabe erleben können.

In diesem Zusammenhang gibt es ein Beispiel, das ich sehr eindrucksvoll fand: Wir waren mit dem Bildungsbüro aus Frankfurt (Oder) und dem Bildungsbüro aus Potsdam dank einer Erasmus+-Förderung³ an der finnisch-schwedischen Grenze in einer Doppelstadt in Lappland zu Gast. Der Ort liegt nicht in einer Strukturwandelregion, sondern in einer ausgesprochen strukturarmen Region. Die Finnen haben uns dort mit zwei Grundsätzen sehr beeindruckt. Zum einen: „Wir können es uns nicht leisten, nur einen Menschen zu verlieren, weil wir jeden brauchen.“ Ich glaube, das sollte auch für uns hier in Cottbus gelten. Der zweite Grundsatz lautet: „Bei Dysfunktionalität muss sich nicht der Mensch ändern, der nicht funktioniert, sondern das System muss angepasst werden.“ Wir sollten uns also immer wieder die Frage stellen: Was können wir tun, damit wir all die Menschen gut erreichen?

Bildungslandschaft

Der letzte Punkt betrifft die Notwendigkeit einer gut funktionierenden Bildungslandschaft. Mit unserem Bildungsbüro versuchen wir, die Bereiche der kulturellen Bildung, der non-formalen Bildung, der Bildung für nachhaltige Entwicklung und der politischen Bildung zu systematisieren und Lücken zu definieren. In all diesen Bereichen ist das Stadtmuseum Cottbus/Chóšebuz Mitakteur. Gerade in Transformations- und Strukturwandelprozessen ist es wichtig, nicht nur in „Betongold“ zu investieren. Am Ende gibt es sonst schöne neue Gebäude, die leer stehen, weil die Menschen nicht aus dem urbanen Leipzig, Dresden oder Berlin in die Cottbuser „Öde“ kommen, in der sie keine Perspektive sehen.

Zum Abschluss möchte ich noch eine Geschichte erzählen, die mich sehr beeindruckt hat. Wir waren mit den Bildungsbüros Potsdam und Frankfurt (Oder) im Oktober 2023 auf dem Gelände der Gedenkstätte Zuchthaus Cottbus, um die Arbeit der AG Politische Bildung vorzustellen und über die Einrichtung eines Bildungscampus vor Ort zu debattieren. Die Skepsis vieler Akteure war groß. Wie sollen an so einem Ort Bildungseinrichtungen ansässig werden? Geht das überhaupt? Wir haben uns das Hafthaus 2 angeschaut, in das die Volkshochschule einziehen soll: Kann man einen Sprachkurs Italienisch für Anfänger, einen

Strickkurs oder einen Deutschlernkurs überhaupt durchführen, wenn Gitterstäbe vor den Fenstern sind und man auf dieses historisch belastete Gelände schaut?

Ich war irritiert von der Vehemenz, in der einige erklärten: „Nein, das geht nicht.“ Aber im Laufe des Treffens begann sich die Stimmung zu drehen. Wir waren den ganzen Tag auf dem Gelände, haben zusammen gearbeitet. Und am Ende war sich die Gruppe einig: Doch, die Gedenkstätte als Bildungscampus funktioniert und ist wichtig! Zum einen geht es dabei darum, diesem Ort die schlimme Bedeutung ein Stück weit „wegzunehmen“, zum anderen aber auch, an diese Bedeutung zu erinnern. Und das ist es, was einen Erinnerungsort ausmachen sollte.

1 <https://welcome-cottbus.de/> (29.11.2023).

2 https://www.cottbus.de/stadtverwaltung/d11/bildung_integration/bildungsbuero/politische_bildung/ (29.11.2023).

3 <https://www.erasmusplus.de/> (29.11.2023).



HALBE[®]
BESSER GERAHMt

**HÄNGT ÖFTER IN MUSEEN
ALS DIE MEISTEN KÜNSTLER.**

HALBE MAGNETRAHMEN. NATÜRLICH KONSERVATORISCH.

Der **CONSERVO-DISTANCE** Bilderrahmen bietet perfekte Rahmenbedingungen für die konservatorische Einrahmung im Museum - für besonders schützenswerte plastische Papierarbeiten oder schwebende Bildmontagen:

- Schnelles und komfortables Einrahmen dank bewährtem Magnetrahmenprinzip
- 5 oder 10 mm Abstand zwischen Glas und Rückwand durch magnetische Abstandhalter
- Rückwand aus eloxiertem Aluminium und Museumskarton von Klug-Conservation
- Frei anpassbare Einlegetiefe durch entnehmbare Kartons
- Maximale Sicherheit durch optionalen Diebstahlschutz

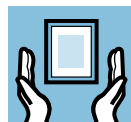
Weitere Informationen zum CONSERVO-DISTANCE unter: halbe.de/conservo-distance



Museums-
qualität



Alterungs-
beständig



Konservatorisch
einrahmen



Diebstahlschutz



Made in
Germany



Günther Seier (1950–2023)



„Hierbei handelt es sich um ein Hortfund mit mehreren Objekten“, erklärte Günther Seier, während er auf eine Vitrine der archäologischen Sammlung im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg zeigte. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen. Ich war 14 Jahre jung und absolvierte ein Praktikum im Museum. Der damalige Museumsleiter nahm sich die Zeit, die Fragen einer neugierigen Schülerin zu beantworten. Seine ruhige Ausstrahlung stand im Einklang mit seiner großen Geduld und Sorgfalt, die er tagtäglich dem Perleberger Museum widmete.

Günther Seier wurde am 29. Juli 1950 in der Nähe von Ribnitz-Damgarten geboren. Mit einer Diplomarbeit zu Hortfunden der Bronzezeit schloss er das Studium am Institut für Prähistorische Archäologie der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg ab.

Als Nachfolger von Hilde Arndt trat der Museologe und Archäologe am 1. Februar 1983 das Amt als Museumsleiter des Kreisheimatmuseums Perleberg an, wo er bereits seit 1980 als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig war. Vielbeachtet und besucht war gleich die erste Sonderausstellung unter seiner Ägide: „Eigener Herd war Goldes wert. Zur Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in der Prignitz“.

In den folgenden Jahrzehnten hat die Arbeit von Günther Seier das Perleberger Museum tief geprägt. Als Archäologe begleitete er ab den 1990er-Jahren zahlreiche Notgrabungen in der Stadt. Besonders intensiv forschte er zu Perlebergs bekanntestem Fachwerkgebäude von 1525, dem sogenannten „Knaggenhaus“. Aber nicht nur die Bodenfunde ließen die Sammlung des Museums stetig wachsen: Ein Coup gelang Günther Seier mit der Rettung des Kolonial- und Delikatessenwarenladens von Johannes Dittmer von 1895 aus der Wittenberger Str. 2. Der vollständig erhaltene Laden ist bis heute ein beeindruckender Höhepunkt der Dauerausstellung des Museums.

Unter seiner Herausgeberschaft erschien 1986 erstmals eine museumseigene Publikation: „Von Ziegeln, Tabakspinnern und anderem“. 1995 publizierte er gemeinsam mit Dr. Reinhard Spieß die Chronik „Museum Perleberg 1905–1995“.

Günther Seier hatte auch die jüngsten Besucher im Blick: Er konzipierte neue museumspädagogische Angebote wie das Programm „Scherben, Sand und Schätze“, bei denen Kinder selbst zu kleinen Archäologen werden konnten, und initiierte die bis heute beliebte und erfolgreiche abendliche Vortragsreihe im Museum.

Das letzte Jahrzehnt seines Wirkens als Museumsleiter stand ganz im Zeichen der aufwendigen Sanierung

des Museums. Diese fand ihren krönenden Abschluss in der Neukonzeption der archäologischen Dauerausstellung „Vorzeiten“. Bis heute überrascht die gelungene Präsentation der bedeutendsten Objekte der ur- und frühgeschichtlichen Sammlung Besucherinnen und Besucher. Der Geschäftsführer des Museumsverbandes Dr. Arne Lindemann, der damals als freier Kurator an der Ausstellung mitarbeitete, erinnert sich an die immer ruhige und gelassenen Ausstrahlung Günther Seiers. Er war ein „Ruhepol in diesen für das Museum bisweilen stürmischen Zeiten“, so Lindemann.

Wichtig war ihm der kollegiale Austausch mit den Museen der Region, so erinnert sich Antje Reichel, Museumsleiterin des Prignitz Museums in Havelberg und auch andere Weggefährten beschreiben Günther Seier als überaus hilfsbereiten und zuverlässigen Menschen.

2012 ging Günther Seier in den Ruhestand, blieb dem Museum in Perleberg aber weiterhin eng verbunden. Trotz einer Vielzahl von anderen Herausforderungen lag ihm das Museum stets am Herzen. Sprach er über archäologische Funde, funkelten seine Augen vor Freude und Begeisterung. Sein letzter öffentlicher Auftritt im Museum war die Teilnahme an der Tagung „90 Jahre Museum im Mönchort“ im Sommer 2021, bei der sein langjähriges Engagement gewürdigt wurde. Am 13. Oktober 2023 verstarb Günther Seier. Das Stadt- und Regionalmuseum Perleberg wird seine Arbeit fortführen und sein Andenken in Ehren halten.

Anja Pöplau

Dr. Michael Fürst Neuer Direktor des Filmmuseums Potsdam

„Als Kind bin ich selten in einem Museum gewesen,“ gesteht Michael Fürst zunächst. Doch der neue Leiter des Filmmuseums Potsdam fährt fort: „Erst später habe ich für mich entdeckt, dass Museen Orte sind, an denen wissenschaftliches Arbeiten, kreative Gestaltungsprozesse und vielfältige Veranstaltungsformate immer wieder neue Verbindungen eingehen können und deshalb der genau richtige Ort für mich sind. Und an einem Filmmuseum zu arbeiten, war schon lange mein Traum.“ Schön, wenn Träume wahr werden und verschiedene Interessen eine so wunderbare Symbiose bilden können wie bei Michael Fürst. Nicht nur privat ist er ein begeisterter Film-Fan. Auch seine wissenschaftliche Ausbildung, bis hin zu seiner Promotion an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig, ist von den Film- und Medienwissenschaften geprägt. Zudem ist sein beruflicher Werdegang eng mit der Museumswelt verknüpft.

Als wir uns vor mehr als zehn Jahren kennenlernten, hatte er gerade sein wissenschaftliches Volontariat am Schwulen Museum in Berlin begonnen. Hier wuchs seine Überzeugung, dass Museumsarbeit, wenn sie relevant sein soll, gesellschaftliches Engagement voraussetzt:

„Museen sollten experimentierfreudig und mutig darin sein, sich auszuprobieren, die eigenen Routinen aufzubrechen und dabei verantwortungsvoll mit der Gesellschaft interagieren,“ beschreibt er seine Ansprüche. In verschiedenen Ausstellungsprojekten konnte er das als Kurator, Projektleiter, wissen-

schaftlicher Mitarbeiter und Projektkoordinator umsetzen. Diese vielfältigen Erfahrungen können seit dem 1. September 2023 in seine neue Arbeit am Filmmuseum Potsdam einfließen.

Nach zahlreichen Veranstaltungen und Ausstellungen, die er am Schwulen Museum betreut hat und nach der Mitarbeit an einer Ausstellung der Filmemacherin Ulrike Ottinger an der Staatsbibliothek Berlin, wechselte er zur Kulturstiftung des Bundes. Von nun an reiste er viel und lernte Kulturschaffende aller Sparten kennen. Dieser Austausch war ihm immer wichtig und die vielen Projekte, von denen seine Gesprächspartner*innen berichteten, faszinierten ihn so sehr, dass er sich ins Museum zurücksehnte, um eigene Vorhaben umzusetzen.

Michael Fürst wechselte also 2018 an das Forum Wissen, das neue Universitätsmuseum in Göttingen, und konnte dort als Leiter des Referats Ausstellen wieder kuratorisch arbeiten, sowohl im Bereich der Basisausstellung als auch der Wechselausstellungen. „Die Besonderheit bei der Ausstellungsarbeit am Forum Wissen war es, bei jedem Projekt mit anderen Wissenschaftler*innen zusammenzuarbeiten, mit Menschen, die zuvor noch nie eine Ausstellung gemacht hatten. Und mit ihnen zusammen wissenschaftliche Themen in Ausstellungen zu übersetzen.“ Für zukünftige Kooperationen mit den künstlerischen und wissenschaftlichen Studiengängen der Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf sind das die besten Voraussetzungen.



Das Besondere am Filmmuseum Potsdam ist für Michael Fürst nicht nur, dass es sich – wie schon in Göttingen – um ein Universitätsmuseum handelt, sondern „dass hier die Filmgeschichte der Babelsberger Studios im Fokus steht und damit eine Regionalgeschichte, die internationale Prägung hat.“ Darin eingebettet kommt auch der Geschichte der DEFA weiterhin eine große Bedeutung zu. Das Museum konnte der neue Leiter mit einem nigelnagelneuen Depot übernehmen, dem ab kommendem Jahr eine neue Sammlungsleiterin vorstehen wird. Zugleich wird sich Michael Fürst der Umsetzung aktueller und neuer Museumsthemen widmen: Nachhaltigkeit, Digitalität, Diversität und Partizipation stehen dabei zunächst im Fokus seiner Arbeit, ebenso wie sein neues Team, das ihm besonders am Herzen liegt.

Wenke Wilhelm

Dr. Thomas Steller Neuer Direktor des Potsdam Museums



Das Potsdam Museum hat Thomas Steller das erste Mal bewusst am Internationalen Museumstag 2023 kennengelernt – noch in der Bewerbungsphase für die Stelle des Direktors, die durch den Weggang von Jutta Götzmann zu Beginn des Jahres vakant geworden war. „Das Haus war mit 1.200 Gästen sehr gut besucht. Überall herrschte beste Stimmung, ein sehr gelungener Tag“, schildert Steller seine Eindrücke, die ihn bestärkten, beruflich von Dresden nach Potsdam zu wechseln.

Seit 2022 war der Kulturhistoriker Direktor des Stadtmuseums seiner Geburtsstadt Dresden, jedoch ist Thomas Steller in der Brandenburger Museumsszene kein Unbekannter. Vor seiner Zeit in Sachsen war der 41-jährige fast fünf Jahre lang Leiter des Bereichs Museum und Bildung auf dem von der DKB-Stiftung getragenen Schloss & Gut Liebenberg im Löwenberger Land.

Er kuratierte Ausstellungen über den Schriftsteller Theodor Fontane, das Olympische Dorf von 1936 in Elstal und die Transformationszeit im Osten Deutschlands, die auf die Vereinigung

der beiden deutschen Staaten folgte. Daran anknüpfend sieht er die Potsdamer Transformationsgeschichte der 1990er- und 2000er-Jahre als einen der künftigen Arbeitsschwerpunkte, mit dem auch er neue Besuchergruppen gewinnen möchte.

„Ich bin selbst in der Transformationszeit aufgewachsen und möchte meine Erfahrungen in Ostdeutschland anbringen“, beschreibt er seine Motivation, das Museum in Potsdam weiterzuentwickeln. Spannend findet er die äußerst dynamische Entwicklung und Veränderung in den letzten 30 Jahren – wie den Städtumbau und die Veränderungen der Sozialstruktur hin zu einer diversen und durchaus spannungsgeladenen Stadtgesellschaft, die gern kontrovers diskutiert. „Meine Vision für das Potsdam Museum als Gedächtnis der Stadt: Mit seinen reichen Sammlungen aus Kunst und Geschichte, mit der wichtigen Forschung, die es betreibt und mit innovativen Ausstellungen bildet es sozusagen eine Mikrografie Potsdams in Vergangenheit und Gegenwart. Genau deswegen eignet es sich ideal als Begegnungsort und Diskursplattform für die diverse Stadtgesellschaft.“

Neben Diversität und Nachhaltigkeit will Thomas Steller auch die Digitalität als einen der großen Megatrends im Potsdam Museum verortet wissen. Außer der Sammlungsdigitalisierung sind ihm besonders digitale, multimediale Vermittlungsformate wichtig, um Geschichte und Kunst interaktiv und sinnlich erlebbar zu machen.

Mit dem Ziel einer auf die Potsdamer Stadtgesellschaft „zugehenden Museumsarbeit“ plant Steller den Ausbau von Zeitzeugengesprächen, aber auch Werkstattformate und mobile Museumssatelliten im Stadtraum. Mit diesem partizipativen Ansatz will er auch Initiativen und Themen aus der Stadtgesellschaft in die zukünftige Ausstellungsarbeit

einfließen lassen. Sein Credo ist es, „bei allem, was wir machen, immer zusätzliche Perspektiven zu berücksichtigen, also polyperspektivisch und diskriminierungskritisch an unsere Themen heranzugehen.“ Dabei ist ihm eines ganz wichtig: Bei richtungsweisenden Entscheidungen das Museums-Team einzubeziehen.

Mit diesen ambitionierten Vorstellungen traf Thomas Steller bereits in den ersten Tagen seiner Amtszeit auf die Probleme, die die Potsdamer Stadtpolitik für einen neuen Museumsdirektor bereithält: Das geplante Zentraldepot, in dem unter anderem die Sammlungen des Potsdam Museums und des Naturkundemuseums untergebracht werden sollten, steht auf der Kippe. Dazu kommt die lange geforderte Neukonzeption der ständigen Ausstellung, die anstehende Diskussion um einen zusätzlichen Museumsstandort im Schatten des Garnisonkirchenturms und die für Ende 2024 geplante Ausstellung zu Leben und Werk von Wolfgang Joop, die die Infrastruktur des Museums angesichts der zu erwartenden Besucherströme vor weitere Herausforderungen stellen wird.

Dass Thomas Steller in seiner Freizeit aktiver Kletterer und Wanderer ist, wird ihm sicher dabei helfen, den langen Atem zur Bewältigung der anstehenden Aufgaben zu haben und dem Potsdam Museum zugleich einen neuen modernen Charakter zu geben.

Markus Wicke

... die Kunst zu bewahren



Dienstleistungen

- Vitrinewartung
- Dichtigkeitsmessungen
- Emissionsmessungen
- Schadstofffilterung
mittels REIER-Filterbox

Vitrinenspektrum

- Standardvitrinen
- Spezialvitrinen
- voll- und teilklimatisierte Vitrinen
- Wechelausstellungsvitrinen
- Verleihvitrinen

Seminare

- Konstruktionslösungen
- Materialauswahl
- Sicherheitstechnik
- Klimatisierung
- Filtertechnik

Vitrinen- und Glasbau REIER GmbH

J.-S.-Bach-Str. 10 b
02991 Lauta

www.reier.de
info@reier.de

Die Vitrinenmanufaktur



Das Digi-Mobil

Neue Möglichkeiten der flexiblen mobilen Sammlungserfassung



Das Digi-Mobil in seinem natürlichen Habitat.

Die umfassende Digitalisierung von musealem Sammlungsgut ist für die brandenburgischen Museen eine zentrale Zukunftsaufgabe. Die qualitativ hochwertige Digitalisierung der Bestände und die effektive und kreative Nutzung der Digitalisate muss ein selbstverständlicher Teil jeglicher Museumsarbeit werden. Nur fest integriert im „Alltagsgeschäft“ der Museen wird es möglich sein, das digitalisierte Kulturerbe in den musealen Arbeitsbereichen Vermittlung, Bewahrung und Erforschung der Sammlung sowie im Marketing und Tourismus gewinnbringend einzusetzen.

Der Museumsverband des Landes Brandenburg e. V. unterstützt die brandenburgischen Museen deshalb seit vielen Jahren durch Weiterbildungen, Beratungsarbeit und das

Initiieren innovativer Projekte im Bereich Digitalisierung. Vor diesem Hintergrund entwickelte der Museumsverband im Jahr 2022 mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg ein sogenanntes „Digi-Mobil“. Ziel war es, eine mobile Inventarisierungsstation anzufertigen, welche die Museen bei der digitalen Sammlungserfassung unterstützt. Das Digi-Mobil sollte es ermöglichen, alle Arbeitsschritte der digitalen Sammlungsinventarisierung – von der Erfassung der Objektdaten in einer Datenbank und der Erstellung eines Objektfotos über die Einspeisung des Fotos in die Datenbank bis hin zur Ausgabe eines QR-Codes für die Sammlungsverwaltung – gebündelt an einem portablen Arbeitstisch durchzuführen, direkt am Objekt im Depot oder in der Ausstellung. Ausgangspunkt der Idee war das „Regi-Mobil“, welches 2017 am Bernischen Historischen Museum für die Gesamtinventarisierung von mehr als einer halben Million Sammlungsobjekten entwickelt wurde.¹

Im Austausch mit 27 Brandenburger Museen wurden zunächst die Anforderungen an eine solche mobile Inventarisierungsstation erfasst und unterschiedliche Nutzungsszenarien beschrieben sowie erste gestalterische und funktionale Ansätze entwickelt. Die Produktentwicklung erfolgte in Kooperation mit Prof. Jörg Hundertpfund und Vincenzo Werner vom Studiengang Produktdesign der Fachhochschule Potsdam. Der Museumsverband beteiligte sich an der Produktentwicklung und koordinierte das Projekt. So entstand

ein erster Prototyp des Digi-Mobils, von dem ausgehend inzwischen fünf weitere Mobile angefertigt wurden. Wesentliche Anforderungen an das Digi-Mobil waren, dass es leicht zu transportieren und trotzdem stabil und standfest sein sollte. Es muss durch enge Türen passen und sollte möglichst flexibel einsetzbar sein, vor allem für kleinere und mittelgroße Objekte.

Entstanden ist eine Konstruktion, bestehend aus einem Grundkörper (Maße: Höhe 110 cm × Breite 70 cm × Tiefe 70 cm) mit einer Grundeinrichtung (Tablare oder Einschübe), welcher durch Add-Ons (Bildschirmhalterung, kleine Hohlkehlen, Anschlussstellen, kleinere Klapp-tische, etc.) und Satelliten (Böcke, Stative, größere Hohlkehlen, Leiter, etc.) erweitert werden kann. Der Korpus besteht aus Aluminiumprofilen, in die sogenannte Nutensteine gesetzt werden können. Die Nutensteine sind innerhalb des Aluminiumprofils frei beweglich, so dass Bauteile individuell an jeder Stelle des Profils montiert werden können. Auf der Rückseite befindet sich eine Klappe, hinter der Zusatzelemente verstaut werden können – beispielsweise ein Fotokarton, eine Steckerleiste für die technischen Geräte, ein Verlängerungskabel und zusätzliche Aluminiumprofile. Die Einschübe bestehen aus Euroboxen, welche herausgenommen und individuell mit Materialien für die Inventarisierung und Digitalisierung bestückt werden können. Hier haben beispielsweise kleine Teile wie ein Lineal, Handschuhe oder Marker zur Objektbeschriftung ihren Platz, aber auch Verpackungs- und Fotomaterial,



Das Digi-Mobil bietet diverse Aufbauoptionen und kann schnell an verschiedene Nutzungsszenarien angepasst werden.

ein Laptop oder ein kleiner Drucker für QR-Codes können verstaut werden. Die Seitenteile sind mittels eines Magneten befestigt und einfach abnehmbar. So können sie als zusätzliche Tischfläche montiert werden, beispielsweise bei der Erfassung größerer Objekte. Damit das Möbelstück möglichst mobil ist, wurde es auf Rollen montiert, die während der Arbeit arretierbar sind. Auch die Schubladen sind mit einer Kipp-sicherung versehen. So kann immer nur eine Schublade herausgezogen werden, und ein Umkippen durch Gewichtsverlagerung wird verhindert.

Seit Anfang 2023 sind die Digi-Mobile in unterschiedlichen Brandenburger Museen im Einsatz. Zu den ersten Testmuseen gehörten die Museen Beelitz, das Museum Eberswalde, das DDR-Geschichtsmuseum Perleberg, die Museumsfabrik Pritzwalk, das Kurt Tucholsky Literaturmuseum und die Museen des Landkreises Oberspreewald Lausitz. Das erste Digi-Mobil wurde am 17. März 2023 im Museum Alte Potshalterei in Beelitz offiziell von der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur Dr. Manja Schüle übergeben und getestet: „Wir haben das Projekt des Museumsverbandes Brandenburg außerordentlich gern mit rund 55.000 Euro unterstützt, weil es eine geniale Idee ist, die in weniger als einem Jahr zum Prototyp reifte. Dafür herzlichen Dank an den Museumsverband und die Entwickler! So geht Digitalisierung 'Made in Brandenburg': schnell, effizient und pragmatisch!“, so Manja Schüle.²

Die Erfahrungen aus der Arbeit mit dem Digi-Mobil werden dokumentiert und ausgewertet. Eine erste Erkenntnis ist, dass ein Kompromiss zwischen Stabilität und Gewicht geschlossen werden musste. So war es leider nicht umsetzbar, dass das Digi-Mobil von einer einzelnen Person z. B. eine Treppe heraufgetragen werden kann. Es zeigte sich auch bereits, dass die abnehmbaren Seitenteile mit einer Sicherung versehen werden sollten, um versehentliches Abfallen zu verhindern. Hinsichtlich der Praktikabilität beim digitalen Inventarisieren haben wir bisher vor allem positive Rückmeldungen bekommen. Das Digi-Mobil hilft offensichtlich, Arbeitsprozesse zu beschleunigen und führt zu einem messbaren Anstieg der Digitalisierungsquote in den beteiligten Museen.

Für Museen, die sich selbst ein Digi-Mobil anfertigen lassen wollen, wurde eine Dokumentation erstellt, die auf der Webseite des Museumsverbandes zum Download bereit steht.³ Interessenten können sich gerne direkt bei der Autorin des Beitrags melden: wassermann@museen-brandenburg.de.

Sarah Wassermann

- 1 Vgl. Gudrun Föttinger, Das große Aufräumen. Das Bernische historische Museum erschließt eine halbe Million Objekte, in: Museumsblätter, Heft 36, 2020, 54–59.
- 2 <https://mwfk.brandenburg.de/mwfk/de/service/pressemitteilungen/ansicht/~17-03-2023-digi-mobil-fuer-museen-beelitz> (05.12.2023).
- 3 <https://www.museen-brandenburg.de/projekte/digi-mobil/> (05.12.2023).



Ein Digi-Mobil im Einsatz in der Museumsfabrik Pritzwalk.

Neues Museum in alter Mühle Wassermühle Ernst Vogel in Beelitz



Ansicht der ehemaligen Wassermühle Ernst Vogel von Süden mit der Kunstinstallation von Christoph Dahlberg

Am 14. April 2023 eröffnete mit der ehemaligen Wassermühle Ernst Vogel ein dritter Museumsstandort in Beelitz. Der Mühlenhof, der neben dem Museum auch die Stadtbibliothek beherbergt, befindet sich benachbart zum Stadtpark (Teil der Landesgartenschau 2022) am südlichen Rand der Beelitzer Altstadt. Der Standort selbst geht auf das späte Mittelalter zurück. Weit oberhalb der Mühle wurde das Wasser der Nieplitz gestaut und über einen Mühlgraben zu den unterschlächtigen Wasserrädern der Mahl- und Schneidemühle geleitet.

Die Schneidemühle, von der nur noch wenige Fundamentreste

erhalten sind, stellte bereits 1914 ihren Betrieb ein. Die Getreidemühle konnte bis 1960 mit Wasserkraft mahlen und wurde nach der Aufhebung des Staurechts elektrisch angetrieben. 1974 erfolgte ihre Stilllegung. Auch der Mühlgraben und die noch vorhandenen Wasserräder verschwanden, so dass kaum noch etwas an die Mühle erinnerte. 1989 erfolgte die Aufnahme in die Denkmalliste, jedoch verhinderte dies nicht, dass nach und nach vorhandenes technisches Inventar „abhanden“ kam.

2015 erwarb die Stadt Beelitz das Gesamtensemble und beauftragte 2016 die Mühlenvereinigung Berlin-Brandenburg e. V. mit der Erstellung einer Bestandsdokumentation zur Getreidemühle. In diesem Zusammenhang wurde von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Vereinigung aus einer Fülle von Hausrat ein zum ehemaligen Mühlenbetrieb gehörender Sammlungsbestand (Archivalien, Geräte, Werkzeuge u. a. m.) geborgen, grob katalogisiert und archivgerecht verpackt der Stadt übergeben. Teile der Sammlung sind heute im Ausstellungsbereich zu sehen bzw. als Sammlung bei museum-digital zu finden¹.

Die Mühlenvereinigung war in die Sanierungs- und Nutzungsplanung einbezogen und brachte die Idee ein, die Mühlentechnik leerlauffähig zu restaurieren, um im Museumsbetrieb alle Schritte zur Verarbeitung von Getreide zu Mehl erklären zu können.

Die Wiederherstellung des Wasserantriebs war nicht möglich, so dass auf einen motorischen Antrieb zurückgegriffen werden musste. Eine an der Giebelwand angebrachte Installation des Künstlers Christoph Dahlberg erinnert an die vormalige Wassernutzung.

Um eine authentische und in ihrer Arbeitsweise nachvollziehbare Mühlenanlage zu erhalten, wurden

Fachfirmen aus Thüringen planerisch und ausführend eingebunden. Für die inhaltliche und gestalterische Konzeption des Museums wurde ein Wettbewerb durchgeführt, in dessen Ergebnis das Potsdamer Büro „kreativköpfe“ mit seiner Ideenskizze und dem minimalistischen Design überzeugte. Unter der Leitung von Stephanie Kroll und in enger Zusammenarbeit mit allen am Projekt Beteiligten wurde ein inhaltliches und gestalterisches Konzept erarbeitet. Die kuratorische Bearbeitung übernahmen Justine Remus, Lisa Heese und Justyna Galak, die grafische und planerische Umsetzung Dirk Böing.

Das Museum erstreckt sich über drei Etagen: Im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss befindet sich die Ausstellung, im Dachgeschoss entstand ein museumspädagogischer Bereich, der von Gruppen und für angeleitete Angebote nutzbar ist. Der Zugang erfolgt nicht mehr wie früher über die Mühlenstraße, sondern rückwärtig über den Mühlenhof. Bedingt durch die Art der Sanierung kann das Museum nur saisonal genutzt werden, da Möglichkeiten einer Klimatisierung bzw. Beheizung fehlen.

Den zentralen Erzählstrang des technischen Museums bildet die originale und stellenweise rekonstruierte Mühlentechnik. Auf der Mahlbühne, dem Hauptarbeitsbereich des Müllers, werden die Müllereimaschinen durch großformatige Raumbilder inszeniert und können im Leerlauf vorgeführt werden. Die Bühne, unter der sich in einem Halbkeller die Haupttransmission mit dem Antrieb befindet, nimmt im Erdgeschoss ca. zwei Drittel des Raumes ein. Ihr gegenüber stehen der Infotresen und ein Modell der Wassermühle um 1850 im Maßstab 1:20. Die Maschinen im Modell können über einen Taster in Bewegung gesetzt werden.

Ein vor der Mahlbühne platzierter Touchmonitor ermöglicht es,

den gesamten Mahlvorgang visuell nachzuvollziehen. Die Informationen erscheinen in Form von Animationsfilmen ergänzt durch kurze Texte und Filmsequenzen.

Neben dem Eingang und dem Ort, an dem früher das Mehl abgesackt wurde, entstand ein Ausstellungsbereich, an dem die Besucherinnen und Besucher ihr Wissen um die Vielfältigkeit von Getreidearten überprüfen und erweitern können.

Die Anlagenteile der Mühlentechnik werden auf runden Pulttafeln erläutert. Den roten Faden bilden klar strukturierte Texte und schematische Zeichnungen, die das jeweilige Gerät im gesamten Mahlvorgang markieren. Besucher*innen, die sich ausschließlich zur Mühlentechnik informieren wollen, können explizit diesem Pfad folgen.

Im ersten Obergeschoss (Behälter- bzw. Rohrboden) erwartet die Besucher*innen neben den fest installierten Objekten der Mühlen-technik folgende Themenzusammenstellung:

- Kulturgeschichte des Müllerhandwerks,
- Müllerfamilien der Beelitzer Mühle mit Augenmerk auf die Familie Vogel,
- getreideverarbeitendes Handwerk in Beelitz, das an das Thema „Ackerbürgerstadt Beelitz“ anknüpft.

Als durchgehendes gestalterisches Element wurde ein schlichtes, schwarzes Regalsystem aus gepulvertem Vierkantstahl gewählt. In den einzelnen Segmenten entstanden quadratische Fächer für Tafeln und Vitrinen für Exponate aus dem vormaligen Mühlenbetrieb und freistehende Repliken. Letztere dürfen von den Besucher*innen in die Hand genommen und auf eine mit kapazitiven Sensoren ausgestattete Medienstation gestellt werden, wo die Objekte dann ihre Geschichte „erzählen“.

Über die Wandtafeln hinaus entstand eine Vertiefungsebene zur Kulturgeschichte des Müller-, Bäcker-, Bierbrau- und Schnapsbrenner-Handwerks in Beelitz. In einer weiteren Vermittlungsebene wird mittels einer Hörstation die Familiengeschichte der Müller in Beelitz erzählt. Es kommen vier Familienmitglieder aus unterschiedlichen Zeiten zu Wort. Sie berichten, diskutieren und philosophieren über ihren Arbeitsalltag in der Wassermühle. Diese Station macht Lust, mehr über die Familie und den Beruf des Müllers zu erfahren.

Für „Lesefaule“ und Märchenliebhaber steht eine Hörstation zum Thema „Der Müller in der Märchenwelt“ bereit. Auf Sitzkissen unter der Treppe können es sich die Besucher*innen gemütlich machen und den Geschichten lauschen. Eine Station zum Mitmachen und Experimentieren befindet sich direkt gegenüber. In Verbindung mit einer Dezimalwaage wird die Kulturgeschichte der Maße und Gewichte thematisiert.

Im Dachgeschoss (ehemals Sichterboden) entstand, abgegrenzt von der Mühlentechnik, ein museumspädagogischer Bereich für Gruppen und Schulklassen. Dieser Raum ist für Besucher*innen nur in Begleitung der Museumsmitarbeiter*innen oder Kursleiter*innen zugänglich und ist mit bequemen Sitzgelegenheiten, ausklappbaren Tischen, Schränken und offenen Regalen für pädagogisches Material sowie einer Filmvorführstation ausgestattet.

Bei gutem Wetter gibt es museumspädagogische Angebote auf dem Innenhof. Beispielsweise können Schüler*innen an Handmühlsteinen den Kraftaufwand erfahren, der zum Mahlen von Getreide mit Hand nötig ist.

Die eigens für die Museumsmühle entwickelte Figur „Mika – die gestiefelte Maus aus Beelitz“ erklärt



Interaktiver Ausstellungsbereich im Erdgeschoss zu Getreidearten

in der gesamten Ausstellung auf Text- und Bildtafeln komplizierte Inhalte in kindgerechter Sprache. Sie ist Hinweisgeberin für eine Rallye durch die Ausstellung, die von ganzen Familien aber auch älteren Schülergruppen gern angenommen wird. Ziel ist es, an sechs Stationen Rätsel zu lösen, diese in ein Lösungsheft zu schreiben und sich mit dem Lösungswort einen Stempel am Infotresen abzuholen.

Torsten Rüdinger unter Mitarbeit von Justine Remus, Lisa Heese und Stephanie Kroll

¹ <https://brandenburg.museum-digital.de/objects?s=collection:3537>.

Museum Wassermühle Ernst Vogel
Mühlenstraße 35, 14547 Beelitz
Öffnungszeiten:
(April–Oktober), Di, Do, So 11–17 Uhr
<https://beelitz.de/museen/>

Heute bin ich Museumsdirektor/in „Schatz oder Schrott? Eine Ausstellung in eigener Sache“ im Stadtmuseum Wittenberge

Es erfordert Vertrauen, ein unbequemes Thema anzusprechen. Es erfordert Mut, dieses in der Öffentlichkeit zu tun. Aber aus diesem Thema gar ein partizipatives Projekt zu entwickeln und umzusetzen, zeugt von besonderer Kritikfähigkeit und der Bereitschaft zur Selbstreflexion. Das Stadtmuseum Wittenberge hat mit der Sonderausstellung „Schatz oder Schrott? Eine Ausstellung in eigener Sache“ all das bewiesen. Die Schau, die vom 4. Juni 2023 bis zum 28. Januar 2024 in der Putlitzstraße 2 zu sehen ist, widmet sich neben den zwei bekannten musealen Tätigkeiten Sammeln und Bewahren dem häufig missverstandenen Vorgang der Deakzession.

„Ein Museum darf nichts wegwerfen!“ Ist das wahr? Steckt hinter Entsameln etwa die Entsorgung von Kulturgut? Die Ausstellung gibt Aufklärung über diese Frage und stellt weitere: „Wie arbeitet eigentlich unser Stadtmuseum und was geschieht hinter den Kulissen? Warum wird manches gesammelt, aber anderes nicht? Sind alte Dinge Schätze oder Schrott?“ Die Ausstellung ist ein sehenswertes Kooperationsprojekt des Wittenberger Museums mit dem Studiengang „Sammlungen, Provenienz und kulturelles Erbe“ der Universität Würzburg unter der Projektleitung des Museumsleiters Marcel Steller, das durch den Museumsverband Brandenburg unterstützt wurde.

Mit je einer Objektkarte ausgestattet, betreten die Besucherinnen und Besucher die Ausstellung und begegnen sich selbst in einem großen Spiegel. Auf dem Spiegelbild befindet sich auf Höhe der Brust ein Namensschild mit der Beschriftung „Heute bin ich Museumsdirektor/in“. Auf diese Weise schlüpfen sie in die Rolle der Verantwortlichen und müssen sich spielerisch und selbstständig den Herausforderungen des Sammelns und Entsamelns stellen. Um sich als Museumsleiter/in zu qualifizieren, bedarf es jedoch vorab einiger Grundkenntnisse. Eine Auswahl von Objekten – vom Aschenbecher, über ein Gemälde bis zum Kleiderbügel – spiegeln das Sammlungsspektrum des Wittenberger Stadtmuseums wider: Sachzeugen aus der Stadt- und Industriegeschichte. „So kann sich eine positive städtische Identität verankern und die Entwicklung unserer Stadt wird begreifbar“, heißt es in der Ausstellung. Ein historisches Zeitdokument wie beispielsweise ein Titelblatt einer Zeitung von 1991, das über Erich Honecker berichtet, sei zwar historisch von Wichtigkeit, jedoch sei die Relevanz für die Wittenberger Stadtgeschichte zu hinterfragen. Auch die Problematik des Erhaltungszustandes eines Objektes wird beleuchtet. Eine Restaurierung kann sehr kostspielig sein. Beschädigungen dokumentieren einerseits einen Teil der Geschichte des Objekts, können andererseits aber ein Risiko für den Rest des Bestandes darstellen. Lohnt die Restaurierung oder Digitalisierung von Zeitungen? Mithilfe von Notizzetteln können die Besucherinnen und Besucher ihre eigene Meinung äußern.

Besucherinnen und Besucher erhalten an der Museumskasse verschiedenfarbige Klebepunkte und eine von fünf Karten, auf denen jeweils ein ausgewähltes Objekt mit beschreibenden Stichwörtern abgebildet ist. Zu den fünf Gegenständen gehört beispielsweise eine vollständig erhaltene, seltene Bierflasche mit Verschluss, die dem Sammlungsspektrum des Museums entspricht. Da Bierflaschen als Alltagsgegenstände massenhaft produziert wurden, könnte es sich vielleicht um eine Dublette handeln. Eine andere Karte zeigt eine unbeschädigte, weiße Keramikkanne. Die Kanne befindet sich nicht im Sammlungsspektrum, besitzt keine Provenienz und ist als Dublette mehrfach im Bestand vertreten. Dank Materialität und Größe erfordert das Objekt allerdings nur geringe Lagerkosten. Alle Objekte auf den Karten sind undatiert, können aber in die Neuzeit eingeordnet werden.



Da schwirrt einem der Kopf: Installation in der Wittenberger Sonderausstellung.

Ein gelungenes Ausstellungsregal mit provozierenden Aussagen, wie „Hier könnte stattdessen ein für die Stadtgeschichte wertvolles Objekt bewahrt werden.“ und einer Vielzahl von Schreibmaschinen, Bügeleisen und Münzen erläutert anschaulich die Begriffe Duplikat und Dublette. Des Weiteren werden für die Besucherinnen und Besucher die Aufgaben und Ziele der Provenienzforschung und die Bedeutung von Exponaten als Erinnerungsanker aufgeführt. Ein unbelegtes Vitrinensymbolisiert das Desiderat.

Mithilfe der Klebepunkte können die Besucherinnen und Besucher bei der nächsten Station anhand von Bildern entscheiden, welche Themen das Museum in Hinblick auf zukünftige Generationen sammeln sollte. Eine Collage mit unter anderem bau-, gesellschafts- und kulturhistorischen Schwerpunkten verdeutlicht die Vielfalt, die hinter dem scheinbar simplen Sammlungsspektrum „Wittenberger Stadtgeschichte“ steckt.

Auf drei Podesten stehen die fünf Objekte, die auf den Karten abgebildet sind. Besucherinnen und Besucher haben nun die Qual der Wahl: Welches der Objekte würden sie behalten? Zu jedem Exponat werden in einer Übersicht die vorhergehenden Gesichtspunkte aufgeführt und beantwortet: Befindet sich der Gegenstand innerhalb des Sammlungsspektrums? Wie ist der Erhaltungszustand und wie teuer wäre die Lagerung bzw. präventive Konservierung? Ist die Provenienz bekannt? Handelt es sich um ein Duplikat, eine Dublette oder ein Desiderat? Es darf pro Objekt nur eine Stimme in Form eines Klebepunktes abgegeben werden. Bei der Kanne ist die Antwort deutlich: Ein Großteil der „Museumsleiter/innen“ würde sie nicht behalten. Die Bierflasche, die aus einer Wittenberger Brauerei stammt, soll jedoch in die Sammlung aufgenommen

werden. Die bisherige Stimmwahl der anderen drei Objekte soll an dieser Stelle nicht verraten werden. Sie zeigt jedoch, wie schwer den Besucherinnen und Besuchern eine Entscheidung fällt, womit die Intention der Ausstellung, die Herausforderungen des Sammelns, Bewahrens und Entsammelns aufzuzeigen, voll erfüllt wurde.

Schilder mit den Kostenfeldern eines Magazins, wie Mietkosten, Verpackungskosten, Versicherungen und Heizung, ergänzen als schwebende Installation die individuellen Kriterien der Objekte und bieten in Anbetracht des Klimawandels wichtige Denkanstöße. Sie schwirren wortwörtlich um den Kopf der „Museumsdirektor/innen“ und jeden, der ein Magazin leitet, bringt dieses Arrangement zum Schmunzeln. Einen wissenden Ausruf entlockt einem echten Museumsleiter auch die Schreibtischszenerie: Der Gast kann nun mithilfe von Formularen das Prozedere zur Inventarisierung oder Objektabgabe seines auf der Karte befindlichen Objektes simulieren. Diese aufwendigen Arbeitsprozesse und die Erkenntnis, dass die Objektabgabe genauso arbeitsreich ist wie die Inventarisierung, sorgen bei vielen Besucherinnen und Besuchern für Erstaunen. Für eine aufschlussreiche Frustration sorgt auch eine Regal-Installation, mit der versucht werden soll, beschriftete Archivkartons in einem symbolischen Budgetraum so zu ordnen, dass sie entweder in die Ausstellung, in das klimatisierte Magazin, in das feuchte Lager kommen sollen oder ausgesondert werden müssen. Schnell wird klar: Überall steht Platz nur begrenzt zur Verfügung.

In der Ausstellung selbst wäre jedoch noch Platz vorhanden. Dieser hätte beispielsweise genutzt werden können, um die Sammlungsgeschichte des Wittenberger Museums zu integrieren. Auch die Frage, inwieweit die Erkenntnisse der Abstimmungsergebnisse das zukünftige Samm-

lungsgeschehen des Museums beeinflussen werden, hätte thematisiert werden können.

Insgesamt ist die Ausstellung ein gelungenes, vorbildhaftes partizipatives Projekt, das die Besucherinnen und Besucher nicht nur über die musealen Pflichtaufgaben informiert,



Ein Objekt inventarisieren oder abgeben: Besucherinnen und Besucher können beide Prozesse nachvollziehen.

sondern auch zum Reflektieren einlädt. Sie regt an, die traditionelle Aussage „Alles muss gesammelt und behalten werden.“ neu zu überdenken. Ebenso führt sie einem vor Augen, wie wichtig klare Leitlinien und Sammlungskonzepte für ein Museum sind. Dank der transparenten Kommunikation des Wittenberger Museums auf seinem Weg zur Neuausrichtung und Umsetzung seines Museums- und Sammlungskonzeptes können alle von diesem Prozess profitieren, denn es gilt: „Mitmachen, mitgestalten und nachhaken erwünscht!“.

Anja Pöplau

Ägypten in Rheinsberg Terrinen mit Sphinx



Suppenterrine aus dem Keramikmuseum Rheinsberg (K051), Detailansicht des Deckels mit der Sphinx



Suppenterrine aus dem Keramikmuseum Rheinsberg (K050)

Dem Kunst- und Kulturverein Rheinsberg gehören seit dem Jahr 2000 zwei außergewöhnliche, nahezu identische klassizistische Suppenterrinen aus weiß glasiertem Steingut (Sig. K050 und K051), die sich heute als Dauerleihgabe im Keramikmuseum Rheinsberg befinden.¹ Sie entstanden um 1800 nach einem Entwurf des preußischen Baumeisters Friedrich Gilly (1772–1800). Die Terrinen haben identische Maße – sie sind 17,5 cm hoch, mit einem Durchmesser von 28 cm und sind bis auf einige Abnutzungserscheinungen in einem guten Erhaltungszustand.

Im 18. und 19. Jahrhundert übte das Alte Ägypten eine besondere Faszination auf Europa aus.²

Charakteristische Motive wie Pyramiden, Sphingen, Obelisken und Hieroglyphen fanden Eingang in das europäische Kunstschaffen dieser Zeit. Das Schloss in Rheinsberg reiht sich in die Orte ein, in denen genau diese Elemente eingebunden waren. Bereits Kronprinz Friedrich II. (1712–1786) ließ eine Treppe von einem Sphingen-Paar flankieren. Die Sphinx war in dieser Epoche aber nicht nur in der Architektur, sondern auch als Möbeldekoration und Gartenskulptur weit verbreitet. Somit ist es nicht verwunderlich, dass sie auch in das künstlerische Repertoire der zeitgenössischen Rheinsberger und Berliner Keramik-Werkstätten übernommen wurde.

In Preußen gab es Mitte/Ende des 18. Jahrhunderts viele bedeutenden Steingutfabriken, vor allem in Berlin, aber auch in Rheinsberg. Eine der Berliner Fabriken gehörte ab 1797 Johann Friedrich Kammann, der eine dort bereits bestehende Fabrik von Carl Friedrich Lüdicke (1739–1797) übernahm. Lüdicke betrieb bis zu seinem Tod auch eine Fabrik in Rheinsberg, die zunächst von seiner Frau und seinen Söhnen fortgeführt wurde. Die Entwürfe im antikisierenden Stil des Klassizismus lieferten, wahrscheinlich für beide Fabriken, die bekanntesten Architekten der Zeit: zunächst Friedrich Gilly³ und später sein Schüler Karl Friedrich Schinkel (1781–1841).

Für die Steingutgefäße dienten Produkte der Keramikfabrik Wedgwood aus England als Vorbild. Faszinierend war vor allem der sogenannte „Cremeware-Stil“. Es handelte sich dabei um cremefarbenes Steingut mit einer sehr dünnen Glasur.⁴ In England folgte man ebenfalls dem Stil des Klassizismus und stellte elegante und fein reliefierte Objekte im antikisierenden Stil her. Problematisch für die preußischen Fabriken war die Beschaffung des passenden Tons, der bis 1810

nur von der Königlichen Porzellanmanufaktur (KPM) erworben werden durfte. Die Herstellung der Produkte nach Wedgwood-Vorbild wurde also dem örtlichen vorhandenen Ton angepasst.⁵

Die beiden Rheinsberger Terrinen stammen aus der Sammlung der in Berlin tätigen Sängerin, Kabarettistin und Diseuse Olga Rinnebach (1899–1957).⁶ Leider ist nicht bekannt, wie umfangreich ihre Sammlung war und wo sie die Terrinen erworben hat. Rinnebach war eng befreundet mit dem Pianisten Robert T. Odeman (1904–1985), der sie bei vielen Auftritten, erstmals in Hamburg, musikalisch begleitete. Zum Schein ging sie eine Beziehung mit Odeman ein, um ihn vor der Verfolgung wegen seiner Homosexualität zu schützen. 1942 wurde er dennoch inhaftiert, kam ins KZ Sachsenhausen, von wo ihm 1945 die Flucht glückte. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat er wieder mit Rinnebach gemeinsam im Theater auf. Nach ihrem Tod vermachte sie wahrscheinlich Odeman die beiden Terrinen. Dieser lernte in Berlin der Nachkriegszeit Günter Nöring (1933–2006) kennen und lieben. Da diese Beziehung unter Männern in Deutschland noch strafbar war, adoptierte Odeman seinen jüngeren Freund, der sich daraufhin „Sohn Herr Odeman“ nannte. Um das Jahr 2000 verkaufte Nöring die Sammlung Odemans.⁷ Die beiden Terrinen konnte Hendrik Schink, Gründer und Leiter des Keramikmuseums Rheinsberg, im Auftrag des Kunst- und Kulturvereins Rheinsberg für die Sammlung ankaufen.

Neben den beiden Objekten in Rheinsberg sind der Autorin noch weitere Terrinen mit Sphingen bekannt:

- Stiftung Stadtmuseum Berlin (Inv.-Nr. II 74 / 161Ba+b), Steingut, Herstellungszeitraum 1790–1800,
- Privatbesitz Dresden, Steingut, Herstellungszeitraum nach 1817,

- Privatbesitz Sachsen, Steingut,
- Stadtmuseum Meißen, Zinn, Inv.-Nr. 923 a–c, Herstellungszeitraum um 1841.

Die Terrine im Stadtmuseum Berlin⁸ konnte 1925 aus der Privatsammlung des Potsdamer Kunstsammlers und Kunsthistorikers Dr. Paul Heiland (1870–1933) angekauft werden. Heiland war 1909 Mitbegründer des Potsdamer Museumsvereins und einer der Mitbegründer des Stadtmuseums in Potsdam, welches noch heute Objekte seiner Sammlung bewahrt.⁹

Die Terrine in Dresden wurde in der Steingutmanufaktur Hubertusburg hergestellt. Die Sphinx auf dem Deckel ist den Rheinsberger Objekten sehr ähnlich, die Volutenhenkel sind allerdings nicht nach innen, sondern nach außen gedreht. Der Prägestempel nennt K.S. St.F./Hubertusburg (K(öniglich) S(Sächsisch)e St.F.(Steingutfabrik)).¹⁰

Eine weitere Terrine aus Steingut befindet sich in Privatbesitz in Sachsen.¹¹ Die Sphinx auf dem Deckel unterscheidet sich von den anderen Beispielen durch die weiblichen Brüste.

Dem Stadtmuseum Meißen gehört eine Terrine aus Zinn. Sie trägt die Marke des Zinngießers August Moritz Teichert, der von 1822–1848 Meister in Dippoldiswalde war.¹²

Im „Journal des Luxus und der Moden“ von April 1801 findet sich ein Beitrag über die „Neue Steingutfabrik des Freyherrn [Gottfried] von Eckartstein in Berlin: Muster eleganter Gefäße aus der v. Eckartsteinischen Fayencefabrik“. Dabei wird explizit eine Terrine mit Sphinx erwähnt, die aus dieser Fabrik stammen soll: „Vor allem empfiehlt sich die Bowle oder Terrine Fig. 1 theils durch die ganze Zusammensetzung der Unterlage und Schaale, welche abgehoben wird, theils durch die zierlichen und ächt antiken Formen der Henkel und des Knopfes, welcher einen ägyptischen Sphinx vorstellt, beydes nach schönen noch vorhandenen antiken Gefäßen.“¹³ Die zugehörige Tafel bildet eine Terrine mit Sphinx und Unterteller ab. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um eine weitere Terrine, deren Verbleib heute unbekannt ist.



Terrine aus Zinn, Stadtmuseum Meißen, Inv.-Nr. 923 a–c

Für die Terrinen in Rheinsberg und in Berlin wird als Manufaktur die Fayence- und Steingutfabrik Lüdicke in Rheinsberg angegeben. Die Terrinen in Rheinsberg haben keinen Prägestempel auf der Gefäßunterseite.¹⁴ Die Berliner Terrine trägt den Stempel „R 4“. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei den Rheinsberger Objekten um die frühesten Herstellungen nach dem Entwurf von Gilly handelt.

Es ist bemerkenswert, dass es sich bei den Terrinen in Rheinsberg anscheinend nicht nur um Repräsentationsware handelte, sondern sie bei Tisch auch tatsächlich zum Einsatz kamen. Zahlreiche Gebrauchsspuren zeigen diesen „Einsatz“ als Suppenterrine.

Heute befinden sich beide Terrinen in der aktuellen Ausstellung des Keramikmuseums in Rheinsberg inmitten von weiteren faszinierenden Steingutgefäßen ihrer Zeit aus Rheinsberg und England (Wedgwood). Zusammen strahlen sie eine Eleganz aus, an der man sich im wahrsten Sinne des Wortes „nicht satt sehen“ kann.

Manuela Gander



Kupfertafel Nr. 12 aus dem Journal des Luxus und der Moden, April 1801

1 Für zahlreiche Hinweise danke ich Hendrik Schink vom Keramikmuseum Rheinsberg, Dr. Peter Böthig vom Kurt Tucholsky Literaturmuseum Rheinsberg und Marc Loth, Berlin.

2 Kunsthistorisches Museum Wien (Hg.), Ägyptomanie. Ägypten in der europäischen Kunst 1730–1930, Mailand 1994.

3 Zu den Entwürfen siehe auch Frank C. Möller, Friedrich Gilly als Entwerfer von Vasen und Gefäßen. Eine Spurensuche, in: Jan Mede (Hg.), Friedrich Gilly (1772–1800): Kubus, Licht und Schatten, Berlin 2023. 3 Kunsthistorisches Museum Wien

4 Ausführlich dazu Wolf Mankowitz, Wedgwood, London 1966.

5 Journal des Luxus und der Moden, Zimmer- und Tafelgeräthe. 1. Hrn. Schmidts in Stettin neue Spiegel-Uhren, S. 226–228. 2. Neue Steingutfabrik des Freyherrn [Gottfried] von Eckartstein in Berlin. (Hierzu die Kupfertafel No. 12): Muster eleganter Gefäße aus der v. Eckartsteinischen Fayencefabrik, April 1801, 229–230. Link: https://zs.thulb.uni-jena.de/pdf?mets=https%3A%2F%2Fzs.thulb.uni-jena.de%2Fservlets%2FMCRMETSServlet%2Fjportal_derivate_00111423%2Fmets.xml%3FXSL.Style%3Dpdf&pages=1-7 (18.11.2023).

6 Wilhelm Kosch, und Ingrid Bigler-Marschall (Hg.), Deutsches Theaterlexikon. Nachtragsband, Teil 5 Pe–Schad, Berlin 2017, 267.

7 Volker Kühn (Hg.), Deutschlands Erwachen: Kabarett unterm Hakenkreuz. 1933–1945, Band 3, Weinheim 1989, 383; Odeman, Robert T., in: Frithjof Trapp u.a., Handbuch des deutschsprachigen Exiltheaters 1933–1945, Band 2 Biographisches Lexikon der Theaterkünstler, München 1999, 707; https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_T._Odeman (18.11.2023).

8 Für viele Informationen und die Fotoerlaubnis zu der Terrine aus dem Stadtmuseum Berlin danke ich herzlich Elina Miagkovaitė und Robert Wein.

9 Siehe hierzu Martin Krieger, Thomas Sander, Leben für fragile Schönheit. Der Potsdamer Sammler und Mäzen Paul Heiland (1870–1933), in: Jutta Götzmann (Hg.), Privates und öffentliches Sammeln in Potsdam: 100 Jahre „Kunst ohne König“, Berlin 2009.

10 Rainer G. Richter, Zur Geschichte des frühen Steinguts am Beispiel der Hubertusburger Manufaktur, in: Keramos 226, 2014, 25–31, http://www.terrinenammlung.de/pdf/Keramos-H226_2014_Teil-2_S.25-31_Richter.pdf (21.11.2023).

11 Seit dem 31.03.2023 wird im Heimatmuseum der Stadt Nossen eine Sonderausstellung zur Steingutfabrik Steyermühle gezeigt, darunter auch diese Terrine: <https://heimatmuseum-nossen.de/> (20.11.2023). Für die zahlreichen Hinweise zu den Objekten aus dem sächsischen Raum danke ich recht herzlich Tommy Pfennig, Stadtverwaltung Nossen.

12 Ich danke Tommy Pfennig aus Nossen für den Hinweis auf das Objekt und die Übersendung von Informationen.

13 Journal des Luxus und der Moden, April 1801, 231.

14 Nach Hendrik Schink, Keramikmuseum Rheinsberg erzählte Günter Nöring („Sohn des Herrn Odeman“) beim Verkauf, dass Olga Rinnebach von „Terrinen aus Rheinsberg“ sprach.

Feine Marken- kommunikation für Kunst & Kultur

Um in Zeiten permanenten Wandels langfristig erfolgreich zu sein, müssen Museen und andere Kulturinstitutionen einprägsam und klug kommunizieren. Der Schlüssel dazu ist ein authentisches und prägnantes **Kulturdesign**. Wir bringen dazu unsere lekkere **Designkultur** und den kreativen Blick von außen ein, um Ihr Vorhaben zum Erfolg zu bringen. Mehr dazu ↓

lekkerwerken.de/kulturdesign

Lekkerwerken

Beratung & Konzeption

Identity & Branding

Digital Media Design

Editorial Design

Kommunikation im Raum



Lekker? Dann sollten wir zusammen
werken! Ansprechpartner: Bjoern Pust
pust@lekkerwerken.de
0611 . 34 10 99 34

Die erste Ausgabe unseres Journals *Werkelijk* haben wir übrigens dem Thema »Kunst & Kultur«
gewidmet. Gerne senden wir Ihnen kostenfrei ein Exemplar im knisternden Zeitungsfomat –
Code scannen oder E-Mail an mail@lekkerwerken.de



Autorinnen und Autoren

V-Prof. Dr. Julia Binder	Urban Design and Urban Studies, Fakultät für Architektur, Bauingenieurwesen und Stadtplanung BTU Cottbus – Senftenberg
Stefan Bruch	Leiter der Abteilung Stadtentwicklung und Wohnen im Ministerium für Infrastruktur und Landesplanung des Landes Brandenburg
Jörn Brunotte	Leiter des Brandenburgischen Textilmuseums Forst (Lausitz)
Carolin Buttker	Amt. Fachbereichsleiterin Stadtentwicklung der Stadt Cottbus/Chóšebuz
Dr. Manuela Gander	Referentin im Museumsverband des Landes Brandenburg e. V., Potsdam
Dr. Torben Giese	Direktor des StadtPalais – Museum für Stuttgart
Dr. Daniel Hadwiger	Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS), Erkner
Dr. Christian Hirte	Kulturwissenschaftler und Kurator, Berlin
Dr. Stefanie Kaygusuz-Schurmann	Leiterin des Fachbereichs Bildung & Integration der Stadt Cottbus
Dr. Elke Kimmel	freie Historikerin, Autorin und Kuratorin
Prof. Silvia Knüppel	Studiengang Produktdesign am Fachbereich Design der Fachhochschule Potsdam
Steffen Krestin	Direktor der Städtischen Sammlungen Cottbus/Chóšebuz
Dr. Arne Lindemann	Geschäftsführer des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e. V., Potsdam
Doreen Mohaupt	Dezernentin für Stadtentwicklung, Mobilität und Umwelt der Stadt Cottbus/Chóšebuz
Heidi Pinkepank	Institut für Neue Industriekultur INIK GmbH, Cottbus/Chóšebuz
Anja Pöpplau	Leiterin des Stadt- und Regionalmuseums Perleberg
Torsten Rüdinger	Mühlenvereinigung Berlin-Brandenburg e. V., Leiter der Historischen Mühle von Sanssouci
Paul Spies	Vorstand und Direktor der Stiftung Stadtmuseum Berlin
Christopher Vila	Netzwerk #keinRembrandt, Heimatmuseum Egling
Dr. Sarah Wassermann	Referentin im Museumsverband des Landes Brandenburg e. V., Potsdam
Markus Wicke	Vorsitzender des Fördervereins des Potsdam Museums e. V.
Andrea Wieloch	Leiterin des Museums Utopie & Alltag, Eisenhüttenstadt und Beeskow
Wenke Wilhelm	Kustodin Transportgeschichte und Verkehr, Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Berlin

Bildnachweis

Titel, S. 4	KI-generiertes Bild (Leonardo AI)	S. 49	Christian Hirte, Grafik: Dörte Nielandt
S. 6	Naëmi Wilke Stift, WBN-OSN	S. 50	Marko Laske
S. 10, 13, 14	Ministerium für Infrastruktur und Landesplanung des Landes Brandenburg	S. 51, 52	Stadt Cottbus
S. 12	Arbeitsgemeinschaft der Städte mit historischen Stadtkernen	S. 56, 60	Institut für Neue Industriekultur INIK GmbH
S. 16	#keinRembrandt	S. 58	Michael Helbig
S. 18 (li)	#keinRembrandt – Jugendstilforum	S. 59	Speicherrat e. V.
S. 18 (re)	#keinRembrandt – Heimatmuseum Günzburg	S. 62	A. Franke, 2015
S. 19	Karina Iwe	S. 64	E. Schutt, 1978
S. 20, 23 (u)	Adept	S. 66	B. Choritz, 2020
S. 22	Stiftung Stadtmuseum Berlin	S. 68	S. Kaygusuz-Schurmann
S. 23 (o)	Stiftung Stadtmuseum Berlin, Foto: Fiona Hirschmann	S. 72	Museumsverband Brandenburg e. V., Foto: Lorenz Kienzle
S. 24	Jangled Nerves	S. 73	Marco Bühl
S. 27, 28	StadtPalais – Museum für Stuttgart	S. 74	Andreas Klaer
S. 30	Stadt Forst (Lausitz)	S. 76, 77 (u)	Museumsfabrik Pritzwalk, Foto: Lars Schladitz
S. 31	Brandenburgisches Textilmuseum (Forst)	S. 77 (o)	J. Hundertpfund
S. 32	Alexandra Hendel, Sara Marie Was, Janina Bartmann	S. 78	Museen Beelitz, Lisa Heese
S. 33 (o)	Lena Ringel	S. 79	Ines Seydewitz
S. 33 (re, u)	Maximilian Dohr	S. 80	Anja Pöpplau
S. 34	IRS Erkner/WisS. Samml., D1_1_1_BA-030	S. 81, 87	Museumsverband Brandenburg e. V., Foto: Sarah Wassermann
S. 36	Museum Eberswalde, Bernd Choritz	S. 82 (o)	Keramikmuseum Rheinsberg, Foto: Hendrik Schink,
S. 37	Hendrik Reinhardt, teamdochnoch.de	S. 82 (u)	Kurt Tucholsky Literaturmuseum, Foto: Maria Döring
S. 38 (li)	Museum im Dominikanerkloster Prenzlau	S. 83	Stadtmuseum Meißen, Foto: Steffen Förster
S. 38 (re)	Städtische Sammlungen Cottbus	S. 84	Journal des Luxus und der Moden, April 1801
S. 40	Kevin Fuchs		
S. 41	Museum Utopie & Alltag		
S. 42, 45	Reinder Wijneveld		
S. 46	Stadt Guben		
S. 48	Museumsverband Brandenburg e. V.		



Blick vom 31 Meter hohen Aussichtsturm in Merzdorf im September 2023 über den zukünftigen Ostsee bei Cottbus. Der aufgelassene Tagebau wird seit April 2019 geflutet und soll mit 1.900 Hektar einmal der größte See des Landes Brandenburg werden. Verbunden mit der Flutung ist ein massiver Umbau der Cottbuser Stadtstruktur. Über den aktuellen Füllstand des Sees und die damit zusammenhängenden Planungen kann man sich hier informieren: <https://cottbuser-ostsee.de/>.

